1,60 DM / Band 200
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Ich stieß das Tor zur Hölle auf

Belgien F 32 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Ich stieß das Tor zur Hölle auf

John Sinclair Nr. 200

Teil 1/3

von Jason Dark

erschienen am 04.05.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Ich stieß das Tor zur Hölle auf

Der Blick seiner Augen war so kalt wie das Eis eines Gletschers.

Und er sagte alles über den Mann. Menschenverachtung, Habgier, Brutalität, Mordlust und eine unbeschreibliche Gefühlskälte. Dieser Blick war immer so. Er spiegelte weder Freude noch Schmerz, weder Lebenslust noch Trauer wider, er blieb hart, kalt und grausam. Diejenigen, die ihn kannten, hatten längst daran gewöhnt.

Sie hätten sich nur gewundert, wenn es anders gewesen wäre, denn sie erwarteten auch nichts anderes von einem Mann wie Solo Morrasso, der sich selbst den Namen Dr. Tod gegeben hatte und in einer Person einen wirklich einmaligen Fall darstellte. Er war ein Mensch-Dämon!

Er war ein MenschDämon, der vor längerer Zeit schon einmal gestorben war!

Gestorben, ja. Durch einen silbernen Nagel, den der Geisterjäger John Sinclair ihm gegeben und mit dem er sich in aussichtsloser Lage selbst getötet hatte. Seine Seele war jedoch vom Jenseits nicht angenommen worden.

Sie schwebte in einer Zwischenwelt, und zwar so lange, bis es der Spuk Asmodinas Bitte entsprochen hatte, seinen Geist aus dieser Zwischenwelt zu entlassen, damit er in einen inzwischen für ihn gefundenen Wirtskörper schlüpfen konnte.

Dr. Tods Geist kroch in den Körper des soeben gestorbenen Mafiabosses Solo Morasso aus Palermo. Als dieser beerdigt werden sollte, geschah das Unwahrscheinliche. Der tote Mafioso, mit dem Geist des anderen beseelt, wurde wieder lebendig.

In einem gläsernen Sarg hatte er gelegen, und alle, die sich zu seiner Beerdigung eingefunden hatten, erlebten das Schauspiel seiner Wiederauferstehung.

Eine Panik brach aus, und Solo Morasso konnte in dem allgemeinen Durcheinander fliehen. Der alte Geist in einem neuen Körper. So sah es aus, und Morasso hatte nichts vergessen. Vor allen Dingen den Mann nicht, dem er seinen ersten Tod verdankte.

Doch Morasso war gleichzeitig auch schlau geworden. Er griff den für seinen Tod verantwortlichen John Sinclair nicht direkt an, sondern bereitete alles sorgfältig vor. Er gründete die Mordliga! Dabei hatte er das Glück, dass ihm Asmodinas, die Tochter des Teufels, zur Seite stand. Sie unterstützte seine Bemühungen, und Solo Morasso gelang es tatsächlich, die Mitglieder der Mordliga zu finden. Damit wurde er zu einem Machtfaktor bei den Schwarzblütern.

Und das wusste er auch.

Dr. Tod kannte so etwas wie Dankbarkeit oder Hilfsbereitschaft nicht. Er war nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht.

Er rechnete eiskalt, und als er Xorron, das letzte Mitglied der Mordliga, erweckte, da nahm ein Plan langsam Gestalt an, mit dem er sich eigentlich schon immer beschäftigt hatte. Er wollte Asmodina stürzen!

Es hatte einige Versuche gegeben, doch die Teufelstochter erwies sich als stärker. Sie schlug jedes Mal zurück.

Eigentlich grenzte es bereits an ein Wunder, dass Solo Morasso noch lebte und von Asmodina nicht ausgeschaltet worden war nach seiner Rebellion. Wahrscheinlich jedoch kettete sie ein Umstand aneinander.

John Sinclair!

Er war ihr beider Todfeind. Wenn es gegen ihn und seine Freunde ging, hielten Asmodina und Dr. Tod zusammen.

Bis jetzt hatte das Bündnis funktioniert, aber Sinclair lebte noch

immer.

Vor kurzem war es ihm noch gelungen, einem mörderischen Labyrinth zu entrinnen, aber er hatte dafür etwas Wichtiges eingebüßt.

Seinen Nagel, mit dem er einst Dr. Tod getötet hatte. Der befand sich nun im Besitz der Teufelstochter, wovon Solo Morasso wiederum nichts wusste. Asmodina war natürlich nicht verborgen geblieben, wie sehr Solo Morasso sie hasste.

Und sie wusste auch, dass es irgendwann eine Entscheidung geben musste. Nur wollte sie den Zeitpunkt bestimmen, denn sie hatte ja nicht nur Morasso als Feind, sondern innerhalb der Dämonenreiche gab es zahlreiche hohe Dämonen, die nun wirklich nicht auf ihrer Seite standen und abwartend lauerten, wie der Kampf zwischen John Sinclair, der Mordliga und ihr wohl ausgehen würde. Asmodina hatte ihren Kredit verspielt, und die anderen mächtigen Dämonen nahmen auch keine Rücksicht darauf, dass sie die Tochter des Teufels war.

Denn was zählte schon Asmodis, dieser eingebildete Fant und selbstherrliche Narr? Asmodis war eine lächerliche Figur.

Zwar stark, das musste man zugeben, und er hatte sich auch die Zeiten über gehalten, aber es gab welche, die wirklich ebenso mächtig, wenn nicht noch mächtiger waren, obwohl Asmodis dies nicht wahrhaben wollte. Da Asmodina seine Tochter war und sie doch einige Feinde hatte, übertrug sich die Feindschaft der anderen auch auf ihren Vater.

Nur hatten sie es bisher noch nicht gewagt, offen gegen Asmodis vorzugehen. Sie warteten ab und lauerten darauf, dass der Hass eines Solo Morasso noch von seiner Machtgier übertroffen wurde. Wenn er Asmodina nicht stürzte, dann konnte er sie zumindest anschlagen.

Und darauf warteten die anderen. Ein geschwächter Asmodis war leichter zu töten als ein normaler. So sah der große Plan der anderen Gegner des Teufels und seiner Tochter aus.

Das wusste auch Dr. Tod. Zumindest ahnte er es. Er war trotz seiner Machtgier schlau genug zu wissen, wann er zurückzustecken hatte. Mit den anderen mächtigen Dämonen wollte er sich noch nicht anlegen. Sein Nahziel war wichtiger. Und das musste er erreichen. Allerdings drängte die Zeit. Ein Ereignis war eingetreten, das ihm einigen Ärger bereitete.

Monatelang hatte es Dr. Tod verstanden, sich und die Mitglieder seiner Mordliga zu verstecken, um in Ruhe an dem Plan arbeiten zu können.

Zwar hatte es einige Aktivitäten der einzelnen Mitglieder der Mordliga gegeben, aber er selbst hatte sich im Hintergrund gehalten.

Sein letzter großer Einsatz war die Erweckung von Xorron, dem Herrn der Zombies, gewesen. Und Xorron war es auch gewesen, den

man entdeckt hatte, als er sich einige Seeleute als Opfer holte, andere aber entfliehen konnten.

Solo Morasso tobte, als er davon erfuhr. Jetzt war sein Plan gefährdet und vor allen Dingen sein Versteck, denn er war sicher, dass die Leute reden würden. Und ihre Aussagen gelangten bestimmt an die richtige Adresse. Die hieß in diesem Fall John Sinclair. Sein Versteck war also keines mehr.

Deshalb hatte er sich entschlossen, eine Krisensitzung einzuberufen.

Und er musste auch so rasch wie möglich gegen die Teufelstochter vorgehen.

Unter Umständen konnte er sogar zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Asmodis und John Sinclair!

Diese Gedanken bewegten den nur mittelgroßen Mann mit den eisgrauen Haaren, den brutalen, kalten Augen und dem flachen Betongesicht. Wie immer trug er einen grauen Anzug, der seine Figur noch kompakter erscheinen ließ.

Dr. Tod, dieser MenschDämon, war wirklich ein Phänomen. Er schwankte in seiner Existenz zwischen einem Dämon und einem Menschen. Die Waage blieb dabei immer gleich. Sie schlug nie stärker zur einen oder zur anderen Seite hin aus.

Und er besaß noch eine nahezu phänomenale Eigenschaft. Er konnte sogar weißmagische Waffen anfassen, ohne zu vergehen. Das war ein ungemein großer Vorteil, denn so blieb eine wichtige weißmagische Waffe in seinem Besitz.

Der Bumerang! Für John Sinclair gedacht und aus den letzten Seiten des Buchs der grausamen Träume geformt, als Erbe für den Sohn des Lichts, war dieser Bumerang durch einen unglückseligen Zufall in die Hände von Solo Morasso gelangt, wo er auch blieb. Dr. Tod dachte nicht daran, diese Waffe auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen. Er wusste genau, welch einen Trumpf er damit in der Hand hielt.

Und noch eine zweite Waffe besaß er. Die konnte man sogar als ungleich stärker bezeichnen.

Es war der Würfel des Unheils. Woher er genau stammte, das wusste selbst Dr. Tod nicht. Seine Herkunft lag im Dunkeln, aber dieser weißbläulich schimmernde Würfel ließ sich manipulieren. Er gehorchte immer demjenigen, der ihn gerade in Besitz hatte. Und das war schon lange Dr. Tod. Durch den Würfel hatte er eine Waffe produzieren können, die das Grauen an sich war. Den Todesnebel! Er war so gefährlich, dass er Menschen, die in seine Nähe gelangten, das Fleisch von den Knochen löste. Dieser Nebel wirkte wie eine feine Säure.

Allerdings reagierte er nur bei Personen, die ungeschützt waren. Bei John Sinclair entfaltete er seine Kraft vergebens, denn der Geisterjäger

war durch sein magisches Kreuz gesichert.

Zudem bestand der Nebel aus den Seelen getöteter Dämonen. Sie besaßen die Kraft, Menschen regelrecht aufzulösen.

Bumerang und Würfel gaben Solo Morasso alias Dr. Tod eine nahezu unheimliche Macht.

Das alles wusste er, und er hatte die Einzelheiten auch sorgfältig gegeneinander aufgerechnet, bevor er sich entschloss, diese Krisensitzung einzuberufen und die Lage zu erklären. Sie waren natürlich alle gekommen. Solo Morasso hockte vor ihnen und schaute sich die einzelnen Mitglieder seiner Mordliga noch einmal genau an.

Im Halbkreis standen sie vor ihm. Ganz außen, von ihm aus rechts gesehen, hielt sich der einzige Mensch dieser Gruppe auf.

Es war Marvin Mondo, der Monstermacher. Ein Mann, noch kleiner als Dr. Tod. Er trug eine randlose Brille, hinter deren Gläsern zwei blaue, kalte Augen blitzten. An sich sah er unscheinbar aus, und kaum jemand ahnte, welche Gedanken sich in seinem Schädel bewegten. Dieser Mondo war nicht nur als genial zu bezeichnen, er war zudem ein gefährlicher Verbrecher, der wirklich über Leichen ging. Das hatte er schon mehr als einmal bewiesen.

Neben ihm stand Tokata, der Samurai des Satans. Ein Jahrtausend altes Ungeheuer in Menschengestalt. Ein Wesen, das sein Schwert meisterlich beherrschte und trotzdem gehandikapt war, denn dem Geisterjäger John Sinclair war es gelungen, ihm durch einen Wurf des Bumerangs den linken Arm abzuschlagen. Allein das bewies, welch eine Kraft in dieser Waffe steckte. Seit dieser Zeit verfolgte Tokata den Geisterjäger mit blindwütigem Hass. Er trug eine an altes Leder erinnernde Rüstung und eine Maske vor dem Gesicht.

Einen Schritt weiter schaute Solo Morasso in das Gesicht einer schönen Frau. Sie hieß Pamela Scott, wurde aber nur Lady X genannt. Diesen Namen hatte ihr Reporter gegeben, als sie noch ein Mensch und gleichzeitig Terroristin gewesen war. Lady X war schon als Mensch völlig gefühllos gewesen, und als Mensch hatte sie Solo Morasso auch für die Mordliga ausgesucht.

Sie sollte Sonderaufgaben übernehmen, denn sie konnte sich im Gegensatz zu den übrigen Monstern frei unter den normalen Menschen bewegen. Das ging einige Zeit gut, bis die Sache in Paris passierte. Da hatte sie etwas Großes aushecken wollen, und bei der Modenschau des Teufels war das Verhängnis dann über sie hereingebrochen.

Ein blutrünstiger Vampir, der die Kontrolle über sich verloren hatte, war eigentlich auf John Sinclair gehetzt worden, um ihn zu einem Blutsauger zu machen. Der Zufall wollte es, dass die Sache schiefging. Nicht Sinclair war gebissen worden, sondern Lady X. Seit dieser Zeit lief sie als Vampir herum, was Dr. Tod natürlich wurmte, denn nun

konnte er sie nicht mehr so einsetzen wie früher.

Vom Äußeren her hatte sie sich nicht verändert. Nur ihr Gesicht war etwas bleicher geworden. Deshalb stach das Schwarz ihrer Haare noch deutlicher vom Gesicht ab. Wie immer trug sie ihre eng anliegende Lederkleidung und hatte auch ihren Bräutigam aus alten Zeiten, die Maschinenpistole, bei sich. An einem Gurt trug sie die Waffe über die Schulter gehängt.

Neben ihr stand ein wahres Monstrum. Vampiro-del-mar. Kaiser der Vampire nannte er sich. Um seine Gestalt rankte sich ein Geheimnis.

Er war ebenso alt wie Tokata, nur hatte er nicht unter dem Hügel eines Vulkans begraben gelegen, sondern tief im Boden der Nordsee, wo er von Dr. Tod und Tokata erweckt worden war. Dieser Vampir widerstand dem Wasser.

Ihn umgab sowieso ein gewaltiges Rätsel, das auch Dr. Tod noch nicht hatte lösen können. Vampiro-del-mar trug Kleidung, die nur noch aus Fetzen bestand. Sein Gesicht war widerlich anzuschauen, mit Geschwüren und Löchern übersät, in seinen Augen glühte ein gefährliches Licht. Er hatte ein hartes Gebiss und mörderische Eckzähne, die schon fast an die eines prähistorischen Säbelzahntigers erinnerten.

Die Reihe wäre nicht vollzählig, wenn sich nicht auch noch ein Vertreter der Werwölfe in diesem höllischen Reigen aufgehalten hätte.

In diesem speziellen Falle war es eine Vertreterin. Und zwar Lupina, die Königin der Wölfe.

Eine wirklich seltsame Erscheinung, eine Mischung zwischen Frau und Bestie. Sie hatte den Körper eines Werwolfs, doch das Gesicht einer Frau. Blond war ihr Haar. Blond und lang, so dass es bis auf die mit Fell bedeckten Schultern fiel. Die Augen in ihrem Gesicht schillerten gelbgrün und ließen etwas von dem Temperament ahnen, das in ihr steckte.

In der Tat war Lupina am schwersten einzuordnen. Sie opponierte oft gegen die Strenge des Reglements und träumte von einer Allianz aller Werwölfe unter ihrer Führung.

Ein paar Mal hatte sie es schon versucht, aber es war schiefgelaufen. Erst vor kurzem war ein großer Coup in Sibirien geplatzt.

Doch ihr Ziel hatte sie nicht aufgegeben. Irgendwann würde sie es schaffen, und dann sollten Werwölfe die Welt beherrschen. Doch diese Gedanken behielt sie für sich. Dr. Tod hätte das sicherlich falsch verstanden.

Der sechste und letzte im Bunde der Mordliga war auch als letzter erweckt worden. Xorron, Herr der Zombies und der Ghouls.

Er hatte in New York unter dem Central Park gelegen, und über sein Vorleben wusste Solo Morasso ebenso wenig Bescheid wie über das von Tokata und Vampiro-del-mar.

Da lag vieles im Dunkeln, doch Dr. Tod war es im Prinzip egal. Für ihn zählte nur Xorron an sich, die Person und das, was sie mitbrachte.

Xorron stach von den anderen ab. Seine Haut bestand aus einem Material, das noch kein Wissenschaftler der Welt analysiert hatte. Xorron glänzte milchigweiß, und unter der Haut schimmerten die Knochen eines Skeletts. Es wurde durch die Haut geschützt, denn sie war resistent gegen Feuer, Kugeln und Schläge. Man wusste nicht, wie man sie durchbrechen konnte.

Xorron hatte ein Gesicht, das eigentlich keines war, wenn man es sehr streng nahm. Es schimmerte im gleichen Farbton wie die Haut, die angeblich von einem sehr mächtigen, jetzt allerdings toten Dämon übernommen sein sollte. Sie hatte selbst einer Berührung durch Tokatas Schwert widerstanden, und das wollte etwas heißen.

Der Kopf war kahl, und wo bei den Menschen Sinnesorgane zu finden sind, sah man bei Xorron nur Schlitze.

Asmodina gehörte nicht zu seinen Freunden, denn sie hatte es lange verhindern können, dass Solo Morasso den Platz fand, wo Xorron vergraben war.

Warum er und Asmodina auf verschiedenen Seiten standen, wusste Dr. Tod nicht. Es spielte auch keine Rolle. Für ihn war Xorron eine besondere Trumpfkarte in dem höllischen Spiel. Hinter dem Mundschlitz verborgen lagen Zähne wie lange Reißstifte. Ein Gegner musste sich wirklich hüten, Xorron als Feind zu haben.

Solo Morasso war mit der Musterung zufrieden, und ein kaltes Lächeln umspielte seine Lippen.

Dann fragte er mit tonloser Stimme: »Könnt ihr euch denken, weshalb ich euch habe zu mir kommen lassen?«

Die Monster erwiderten nichts, nur Mr. Mondo blickte durch. Er hob den rechten Arm und rückte an seiner randlosen Brille.

»Ja, ich kann es mir vorstellen. Es geht gegen sie.« Den Namen sprach er nicht aus.

»Genau.« Morasso wusste Bescheid. »Es geht gegen sie. Aber nicht nur gegen sie allein. Es sind in den letzten beiden Tagen Veränderungen eingetreten. Man hat unser gut gesichertes und wohlbehütetes Versteck entdeckt. Das hatte ich immer verhindern wollen, doch es gelang nicht länger. Der Zufall spielte eine wichtige Rolle, und Xorron ist es mit seinen Zombies nicht, gelungen, die Entdecker zu töten und in seinen Dienerreigen einzuordnen. Zwei von ihnen sind entkommen. Wir müssen uns darauf gefasst machen, dass sie berichten, was sie erlebt haben, und dann wird es nicht mehr lange dauern, bis einer hier ist.«

»John Sinclair!« stieß Mondo hervor.

»Genau!«

Da lachte der Monstermacher. »Ist es nicht gut, wenn er hier

erscheint? Wir sind viele. Gegen uns hat er keine Chance. Wir können ihn zerreißen und sein Blut austrinken. Er…«

»Nein!« Solo Morasso schüttelte den Kopf. »Dieses Versteck ist gut, und ich will nicht, dass Sinclair herkommt.«

»Wie willst du das verhindern?« fragte Lady X, verzog die Lippen und zeigte ihre beiden langen Vampirzähne.

»Ganz einfach, indem ich ihm zuvorkomme.«

»Das ist gut«, bestätigte auch Marvin Mondo. »Nur wie stellen wir es an?«

»Ich habe mir da etwas ausgedacht, das ich noch mit dir besprechen werde. Wir haben allerdings noch das schon angesprochene Problem, das endlich gelöst werden muss. Wir sind vollständig und fühlen uns in der Lage, damit fertig zu werden. Das Problem heißt Asmodina!«

Nach diesen Worten schwiegen die Mitglieder der Mordliga. Jeder wusste, welch ein mächtiger Gegner Asmodina war, aber auch jeder sah ein, dass sie nicht ewig einer Entscheidung ausweichen konnten. Bisher hatten sie nur Niederlagen einstecken müssen, wenn sie etwas versuchten. Diesmal sollte ein Großangriff gestartet werden.

»Es ist nicht einfach, gegen sie zu bestehen«, gab Marvin Mondo zu denken. »Sie hat mächtige Freunde, und ihr stehen unzählige Diener zur Seite.«

Solo Morasso machte eine wegwerfende Handbewegung. »Unsinn, das weiß ich alles. Aber ihre Helfer setzen sich zumeist aus niederen Vasallen zusammen. Die schaffen wir allemal. Auch Asmodis ist für mich kein Thema. Ihn hetzen wir auf Sinclair. Ich habe alles genau durchdacht und mit einem neuen Verbündeten abgesprochen, so dass eigentlich nichts mehr schiefgehen kann.«

»Wer ist der Verbündete?« wollte Mondo wissen, der bei Dr. Tod eine Heimat gefunden hatte, nachdem er von seinen eigenen Kollegen ausgestoßen worden war.

»Es ist der Spuk!«

Nach dieser Antwort schwiegen die Mitglieder der Mordliga. Sie sahen Dr. Tod erstaunt an, und Morasso entnahm diesen Blicken, das er noch etwas hinzufügen sollte.

Das tat er auch, indem er fast flüsternd bemerkte: »Ich habe dem Spuk versprochen, ihm den Kopf von Asmodina zu bringen. Und das Versprechen werden wir einhalten…«

***

Wo der Schrecken zu Hause ist, wo grauweiße Nebel wallen, wo die Schreie verurteilter Dämonenseelen durch die Unendlichkeit der Dimensionen hallen, da herrschte er. Der Spuk!

Sein Reich war ungemein vielschichtig. Er hatte es in regelrechte Strafabteilungen unterteilt. Da gab es Foltergärten, wo Heulen und

Zähneknirschen herrschten, oder gewaltige Labyrinthe, die bisher niemand, der einmal gefangen darin war, wieder verlassen hatte.

Bis auf zwei. Einer hieß John Sinclair. Er hatte einen Ausweg aus dem Labyrinth gefunden. Mit ihm Glenda Perkins, deretwegen er überhaupt in den Irrgarten eingedrungen war. Der Spuk hatte nicht damit gerechnet, dass John Sinclair es schaffen würde, und er gab Asmodina die Schuld an dieser für ihn kaum verdaulichen Tatsache.

Der Geisterjäger war entkommen. Eine schlimme Sache, die kaum mehr ausgemerzt werden konnte und für Asmodina noch Folgen haben sollte. Bisher hatte sich der Spuk auf ihre Seite gestellt. Ihre Gegner wussten ihn als Rückendeckung und hatten deshalb kaum angegriffen, denn der Spuk war ein wirklicher Machtfaktor im Reich der Finsternis. Ihn als Feind zu haben war gefährlich. Aber jetzt war auch die Geduld des Spuks am Ende. Er wollte Asmodinas Fehlschläge nicht mehr stützen und auch nicht verteidigen. Sie sollte ihren eigenen Weg gehen. Als der König im Reich der Schatten so dachte, da kam ihm ein Vorschlag gerade recht.

Solo Morasso hatte sich mit ihm in Verbindung gesetzt und ihn nicht ohne Hintergedanken an die Niederlagen erinnert, die Asmodina schon erlitten hatte. Dr. Tods Worte fielen bei dem Spuk auf fruchtbaren Boden. Und als Morasso ihn fragte, wie er zu Asmodina stünde, da hob er nur die Schultern und demonstrierte damit seine Gleichgültigkeit.

Innerlich rieb sich Morasso die Hände. Dahin hatte er den Spuk gern haben wollen. Asmodina interessierte ihn nicht mehr. Sie hatte also eine große Stütze weniger. Ideal für Morasso Pläne. Er hatte nichts mehr gesagt, sondern war verschwunden. Jedoch mit einem guten Gefühl, wenn man das von ihm überhaupt sagen konnte.

Asmodina gab nicht auf, und sie wollte auch noch einmal mit dem Spuk reden. Die Teufelstochter spürte die Sinneswandlung dieses mächtigen Dämons. Es war wirklich nicht gut, wenn dieser auf einer anderen Seite stand als sie.

Der Spuk sah aus wie immer. Ein Schatten, mehr nicht. Er zeigte sich am liebsten in dieser Gestalt, obwohl er noch eine andere besaß, die jedoch in Vergessenheit geraten war.

Auch Asmodina hatte sich nicht verändert. Wie immer leuchtete das Haar feuerrot, die Stirn war hoch und glatt. Aus ihr wuchsen zwei Hörner, leicht gekrümmt wie die einer Ziege. Kalt waren die Augen, schmal das Gesicht, so dass es fast die Form eines Dreiecks hatte. Um den Hals hatte sie eine Kette aus kleinen Totenköpfen hängen, die violett leuchteten. Sie trug ein schwarzes, langes Gewand, das ab der Taille mit roten Fäden durchwirkt war, so dass sie aussahen wie lange, erst an den Füßen endende Blutstreifen. Wie ein Schemen tauchte sie aus dem Nebel auf, und im Hintergrund vernahm sie ein hässliches

Lachen, ausgestoßen von Maddox, dem Dämonenrichter und dem treuesten Diener des Spuks.

Bevor die Seelen der versagenden Dämonen in die ewige Qual eingingen, wurden sie von Maddox abgeurteilt. Es war die Pervertierung einer Gerichtsverhandlung, aber sie bereitete Maddox Spaß, er brauchte so etwas.

»Was willst du?« fragte der Spuk, als er Asmodina aus den Nebelschleiern treten sah.

Die Teufelstochter blieb stehen und verzog ihre Lippen. »Freundlich bist du nicht gerade.«

»Warum sollte ich?« Asmodina versuchte, auf den Busch zu klopfen. »Wir sind schließlich Verbündete.«

»So?« Das Lachen von Asmodina klang ein wenig verunsichert.

»Wieso nicht? Du gehörst hierher, ich gehöre hierher, und ich bin die Mächtige. Das ist doch wohl klar.«

Dumpf drang das Lachen dort hervor, wo man bei der schwarzen Gestalt einen Mund vermuten konnte.

»Überschätzt du dich nicht ein wenig, Asmodina?«

»Nein!«

»Gut, dann nicht.«

»Was soll die Antwort?« Die Teufelstochter wollte jetzt nachhaken.

»Ich meine, du hast schließlich einige harte Niederlagen einstecken müssen. Sogar dein Erzfeind John Sinclair ist aus dem Labyrinth der Angst entkommen. So etwas spricht nicht für dich, das musst du verstehen.«

»Es war keine Niederlage«, zischte Asmodina.

»Was dann?«

»Ich nenne es Taktik.«

Der Spuk schüttelte sich in einem nahezu lautlosen Lachen, wobei seine Gestalt hin und her wogte.

»Nein, das ist keine Taktik, was du da versucht hast. Ich nenne es einfach Unvermögen. Du bist nicht mehr in der Lage, die dir zugeteilten Aufgaben zu…«

»Hör auf!« schrie Asmodina und trat mit dem Fuß auf den Boden. »Hüte deine Zunge, Spuk!«

»Verträgst du die Wahrheit so schlecht?«

Die Teufelstochter war sprachlos. Es hatte noch nie jemand gewagt, so mit ihr zu reden. Wenigstens niemand aus den eigenen Dämonenreihen. Wie kam der Spuk überhaupt dazu, so zu antworten, als wäre sie ein Nichts, ein mieser, kleiner Dämon?

»Meinst du deine Worte ernst?« erkundigte sie sich zischend.

»Ja.«

»Das wirst du büßen. Ich bin die Tochter des Teufels. Aus der Schlange hat er mich geformt, und niemand hat bisher gewagt, so mit

mir zu reden. Bisher waren wir keine Feinde, Spuk. Treibe es nur nicht auf die Spitze. Ich könnte sonst zu deiner Todfeindin werden und würde dein Reich vernichten.«

Der Spuk schüttelte den Kopf. Bei ihm war es nur ein Hin und Herhuschen des Schattens, der von dem grauen Nebel als dunkle, gestaltlose Masse abstach.

»Du nimmst dir wirklich zuviel vor, Asmodina«, sagte er, »und du vertraust zu stark auf die Kräfte deines Erzeugers Asmodis. Täusche dich nur nicht. Auch er ist nicht allmächtig. Er hat Feinde, starke Feinde, das will ich dir nur sagen, gewissermaßen als Warnung, weil wir einmal zusammengehalten haben.«

»Und jetzt nicht mehr?« fragte die Teufelstochter.

»Ich werde dir keine Unterstützung mehr gewähren. Verlange nichts von mir. Du wirst keine Hilfe mehr von mir erhalten. Einmal habe ich dir geholfen und die Seele von Dr. Tod freigegeben. So etwas wird nie mehr geschehen, denn du hast es trotz Hilfe der Mordliga und von Morasso nicht verstanden, unseren großen Gegner zu vernichten. Es ist sehr viel Zeit vergangen. Du hast sie nicht genützt. Was jetzt passiert, hast du dir selbst zuzuschreiben!«

Es waren harte Worte, die Asmodina entgegengeschleudert wurden. Sehr harte sogar.

Noch nie hatte jemand gewagt, so mit ihr zu sprechen, und ihr Gesicht verzerrte sich vor Wut und Hass. Sie wusste selbst, dass sie manches Mal zu lasch gehandelt hatte, aber sie hatte nicht anders gekonnt. Es war ihr einfach nicht möglich gewesen, sich nur auf den Geisterjäger zu konzentrieren, weil es im eigenen Lager Gegenströmungen und Entwicklungen gegeben hatte, die sie einfach nicht auffangen konnte. So hatte sie nicht damit gerechnet, dass sich Dr. Tod und die Mordliga gegen sie stellen konnten. Sie hatte den Machthunger dieses Mensch - Dämons unterschätzt, und sie sah auch hinter der Sinneswandlung des Spuks eine Gestalt stehen, die sie als Solo Morasso identifizierte. Ja, so musste es sein.

»Du wirst noch von mir hören, Spuk«, versprach sie mit krächzender Stimme. »Ihr alle werdet noch von mir hören. Ich lasse mir die Macht nicht nehmen. Ich bin Asmodina, die Tochter des…«

»Deine Macht ist dir schon genommen«, erwiderte der Gestaltlose. »Du weißt es nur nicht. Denk an AEBA. Auch sie warten nur darauf, dass du verlierst. Der Schwarze Tod hatte viele Freunde. Du hast sie nicht, und sein Erbe ist noch nicht vergessen. Das alte Atlantis wirft bereits seine Schatten auf deine Welten, und du weißt selbst, dass es dort mächtigere Dämonen gab als heute. Denke an die Großen Alten. Sie sind nicht tot, sie schlafen, vielleicht werden sie erwachen. Irgendwann. Solltest du dann noch existieren und den gleichen Machthunger besitzen, wirst du zwischen die Mühlsteine geraten, das

verspreche ich dir. Auch Asmodis wird dir nicht helfen, kann dir nicht helfen, denn die Großen Alten werden ihn als selbsternannten König nicht anerkennen. Lange Zeit konnte er viele täuschen. Das ist vorbei. Auch im Reich der Dämonen haben sich die Vorzeichen geändert. Die Macht von Asmodis wird ebenso vergehen wie auch deine.«

»Eins hast du vergessen, Spuk«, erwiderte die Teufelstochter nach einer kleinen Pause.

»Was?«

»Ich werde kämpfen. Ich werde sogar stark kämpfen, und du wirst ebenso untergehen wie die anderen. Das verspreche ich dir.«

Mehr sagte sie nicht, sondern machte auf dem Absatz kehrt und wurde von den wallenden Nebelschwaden verschluckt. Der Spuk aber lachte. Höhnisch und grell. So lange, bis er diesen Gefühlsausbruch abrupt unterbrach und mit dumpfer Stimme sprach:

»Närrin, verfluchte Närrin. Du hast als einzige die Zeichen nicht erkannt. So musst du auch die Folgen tragen…«

***

Das Kreuz war etwa so groß wie eine Hand. Von weitem sah es völlig normal aus, doch wer es aus der Nähe betrachtete, sah, dass die vier Ecken Rundungen zeigten, in die vier Großbuchstaben eingraviert waren.

Ganz oben ein M. Es stand für den Erzengel Michael.

Unten ein U. Es stand für Uriel.

Rechts ein R. Das Zeichen für Raphael.

Und links ein G. Der Anfangsbuchstabe des Namens Gabriel.

Es folgten noch weitere geheimnisvolle Zeichen wie das Allsehende Auge über dem in einem Kreis gezeichneten Drudenfuß in der Mitte des Kreuzes oder geheimnisvolle Hieroglyphen im unteren Drittel. Diese Schrift war noch nicht enträtselt worden.

Doch das war eigentlich für den Mann, der es betrachtete, uninteressant. Er schaute auf die neben dem M stehenden, ineinander verschlungenen Buchstaben. Sie stellten ein J und ein S dar. John Sinclair! Er war der Träger des Kreuzes. Ihm gehörte es, denn er galt als der geheimnisvolle Sohn des Lichts. Doch der Mann, der das Kreuz anschaute, war nicht John Sinclair. Er war zwar ein gewöhnlicher Mensch und kein Dämon, doch er stand auf der Seite der Schwarzblütern, denn er war als der Mafiachef von London ebenso brutal wie die Dämonen.

Dieser Mann hieß Logan Costello! Er beherrschte die Unterwelt der Riesenstadt an der Themse, und es gab nicht wenige Menschen, die sich vor ihm fürchteten. Auch die eigenen Leute hatten einen Heidenrespekt vor ihm. Wenn Costello etwas befahl, dann wurde der Befehl ausgeführt. Völlig egal, wie er auch lautete. Man hatte einem

Mann wie Costello eben zu gehorchen. So stand es geschrieben, so würde es sein.

Die Polizei jagte ihn. Vor allen Dingen Scotland Yard hatte ihn auf seine Liste ganz oben gesetzt, doch es war Costello immer wieder gelungen, sich herauszuwinden. Nicht nur er war clever und raffiniert, sondern auch seine Anwälte, die dafür sorgten, dass man ihm nie etwas beweisen konnte. Costello schlüpfte immer wieder durch die Maschen des Gesetzes.

Obwohl er wirklich ein Mächtiger war, wollte er seine Macht immer weiter ausdehnen. Deshalb schloss er über Solo Morasso alias Dr. Tod ein Bündnis mit den Schwarzblütern. Er war sozusagen der vorgeschobene Posten im Dunstkreis des ärgsten Feindes der Schwarzblütern. Denn einen Mann hasste Costello besonders. John Sinclair. Die andere Seite konnte sich voll und ganz auf Costello verlassen. Er würde alles tun, was sie verlangten. Und er tat es gern, denn er wollte Sinclairs Tod.

Leider wusste das der Geisterjäger auch. Er war dementsprechend vorsichtig und hatte bisher sämtliche Pläne von Logan Costello durchkreuzt. Aber der Plan, den Costello und Dr. Tod gemeinsam ausgeheckt hatten, würde Sinclair das Genick brechen. Er war so raffiniert und genau durchdacht, dass es einfach keine andere Möglichkeit gab. Der Geisterjäger musste verschwinden, damit Costello und die Schwarzblütern endlich freie Bahn hatten.

Diese Gedanken durchströmten den Mafioso, als er das Kreuz betrachtete, und ein Lächeln umspielte seinen grausamen Mund, der wie ein Strich in dem Granitgesicht wirkte. Sinclair sollte nicht nur büßen, er musste auch vernichtet werden. Jetzt oder nie. Selten hatten die Vorzeichen so günstig gestanden…

***

Feuerland!

Seit einigen Tagen spukte mir dieser Name im Kopf herum. Zuerst war es nur eine Meldung unter vielen gewesen, die uns erreicht hatte. Dann, nach einer genauen Analyse, kristallisierte sich hervor, dass mein Erzfeind Dr. Tod nur in Feuerland sein Versteck gefunden haben konnte.

Einsam genug war es dort. Wie ich erfahren hatte, gab es an der Südspitze Amerikas noch zahlreiche Inseln, die nie ein Mensch betreten hatte. Dort war Morasso sicher! Himmel, was hatten wir geforscht. Sir James Powell, mein Chef, hatte praktisch ein unsichtbares Netz quer über die Welt gespannt. Er wollte wissen, was an außergewöhnlichen Vorfällen auf dem Globus passierte, und es hatte tatsächlich geklappt.

Im Süden Feuerlands sollte ein furchtbares Wesen, dessen

Beschreibung auf Xorron passte, ein paar Seeleute getötet haben. Zwei konnten jedoch fliehen, und was sie zu berichten hatten, war äußerst interessant und wichtig.

Sie hatten eine gewaltige Gestalt gesehen, deren Körper milchigweiß schimmerte und doch so durchsichtig war, dass die Männer sogar das Gerippe sehen konnten. Diese Entdeckung war die wichtigste überhaupt. Als die Aussagen uns erreichten, da wussten wir natürlich sofort Bescheid. Es gab auf der Welt nur einen, der so aussah. Xorron, Herr der Zombies und Ghouls! Die beiden Seeleute hatten tatsächlich Xorron gesehen und es sogar überlebt. Eine unwahrscheinliche Sache und eminent wichtig. Durch diesen Hinweis wussten wir Bescheid, wo wir mit fast 100prozentiger Wahrscheinlichkeit die Mordliga finden konnten. Wirklich ein Zufall. Aber ein kalkulierter.

Hätte es nicht die Order gegeben, die Sir James erlassen hatte, wäre alles ganz anders verlaufen, und die Meldung hätte uns wohl nie erreicht. Wir blieben trotz dieser brisanten Entdeckung kühl und gelassen. Der größte Fehler wäre gewesen, einfach loszubrausen und zu versuchen, die Mordliga samt Dr. Tod zu vernichten, denn sicherlich hatte Morasso vorgesorgt. Einfach würde es für uns nicht werden, das stand fest. Selten hatte ich so viele Konferenzen erlebt wie in den Tagen nach der Entdeckung.

Sir James hatte sich die Aussageprotokolle geben lassen, und wir gingen sie immer wieder durch. An einem kalten Januartag hockten wir im Büro und redeten.

»Ich habe jetzt alles vorliegen«, sagte Sir James und blinzelte hinter seinen Brillengläsern. »Wenn es bisher noch einen kleinen Zweifel gegeben haben sollte, dann ist er nun ausgeräumt worden. Die beiden Zeugen haben tatsächlich Xorron gesehen.«

Der Superintendent ließ das Blatt sinken und schaute Suko und mich an, die wir vor seinem Schreibtisch saßen. Wenn er so blickte, dann wartete er auf einen Kommentar. So gut kannte ich unseren Chef inzwischen. Ich enttäuschte ihn auch nicht.

»Meiner Ansicht nach müssen wir davon ausgehen, dass auch Solo Morasso seine richtigen Schlüsse gezogen hat. Er wird sicherlich annehmen, dass wir nun wissen, wo er sich mit seiner verdammten Mordliga aufhält.«

»Was meinen Sie, Suko?« fragte Sir James.

»Ich stimme nicht völlig mit John überein. Solo Morasso weiß ja nichts von dem feinen Fahndungsnetz, das wir über den Globus gespannt haben.«

Die Antwort meines Freundes war auch nicht von der Hand zu weisen. Das bestätigte ich durch ein Nicken. Sir James fasste zusammen.

»Sie meinen also, dass er sich erst einmal zurückhält?«

»Vielleicht sogar zurückhalten muss«, sagte ich.

»Wieso?« Ich lächelte vor meiner Antwort. »Dabei denke ich an den Nagel, Sir, mit dem ich Dr. Tod getötet und nun leider eingebüßt habe. Er befindet sich in Asmodinas Besitz.«

»Aber der Nagel besteht aus geweihtem Silber. Er ist eine weißmagische Waffe«, hielt mir mein Chef entgegen. »Wissen wir, wie stark Asmodina ist?«

»Das stimmt«, erwiderte ich und fingerte nach der Zigarettenschachtel. »Nur gehe ich von einer anderen Voraussetzung aus, Sir. Wenn Asmodina den Nagel besitzt für sie muss er ja so etwas wie ein Kultgegenstand sein, wird sie versuchen, sich Solo Morasso nebst der Mordliga endgültig vom Hals zu schaffen.«

Sir James wiegte den Kopf. »John, das sind große Worte. Verdammt große sogar. Sie sind wirklich ein Optimist. Ich frage mich nur, ob sie es schafft.«

»Unterschätzen Sie die Teufelstochter nicht. Sie hat immerhin starke Freunde zur Seite. Asmodis und der Spuk sind nicht zu verachten.«

»Das stimmt natürlich. Allerdings frage ich mich, ob deren Geduld unendlich währt. Hat Asmodina nicht in letzter Zeit einige Niederlagen einstecken müssen?«

»Das allerdings. Nur habe ich einen kleinen Aufstand von Dr. Tod und der Mordliga erlebt. Asmodina hat sie eiskalt in ihre Schranken verwiesen.«

»So pessimistisch kenne ich Sie gar nicht, John.«

Ich zündete mir die Zigarette an und blies den ersten Rauch gegen die Decke.

»Das hat nicht einmal etwas mit Pessimismus zu tun. Ich versuche nur, das eine gegen das andere abzuwägen und realistisch zu denken.«

»Und was schlagen Sie vor?« fragte der Superintendent.

»Abwarten, Sir!«

»Ist das auch Ihre Meinung, Suko?«

Der Chinese nickte.

»Sie wollen, wenn ich Sie richtig verstehe, die lachenden Dritten sein«, stellte unser Chef fest.

»Genau, Sir.«

»Hoffentlich schneiden Sie sich da nicht in den Finger.«

Sir James hob die Schultern. »Wie dem auch sei, ich glaube sogar, dass die Zeit für uns arbeitet. Zudem habe ich mich in Absprache mit den Kollegen vom Geheimdienst entschlossen, um die Insel bei Feuerland einen Ring zu ziehen. Ich will erst einmal herausfinden, wo Solo Morasso und seine Mordliga ihr Versteck haben. Unser Freund Costello wird uns darauf bestimmt keine genaue Antwort geben.«

»Da haben Sie recht, Sir.«

Der Superintendent schaute auf seine Uhr. »Machen Sie mal

pünktlich Feierabend, meine Herren. Das geschieht selten genug, wie ich Sie kenne.«

»Und wie, Sir.« Wir standen auf, und ich drückte meine Zigarette in dem Kristallascher aus.

»Und noch etwas, John«, sagte Sir James, als wir bereits an der Tür standen. »Sollte Ihnen irgendetwas Neues einfallen, ich bin natürlich Tag und Nacht für Sie zu erreichen.«

»Das weiß ich, Sir.« Auch Suko nickte. In unser Büro zurückgekehrt, schaute ich auf meinen Schreibtisch. Leer sah er wirklich nicht aus. Ich hatte aber keine Zeit, die Akten noch aufzuräumen. Der Kram sollte liegenbleiben, bis Glenda Perkins wieder da war. Sie entspannte sich bei einer Verwandten, denn der letzte Fall hatte sie geschafft.

Mein Mantel hing am Haken. Ich hatte das Futter in den Burberry geknüpft. Draußen war es wirklich lausig kalt. Als ich den Mantel vom Haken hievte, fragte ich Suko: »Willst du mitfahren?«

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Vielen Dank, John, aber Shao wartet auf mich. Sie wird sicherlich schon unten in der Halle sein. Außerdem wollen wir noch etwas einkaufen.«

»Was denn?« Ich war neugierig. Suko verzog das Gesicht.

»Sie will mir unbedingt zwei Hemden und auch Hosen andrehen.«

Ich prustete los. Wie viele Männer, so hatte auch Suko keine Lust, in irgendein Geschäft geschleppt zu werden, wo er Kleidung kaufen sollte. Aber Shao war da rigoros. Sie kannte kein Erbarmen, ebenso wie Sheila mit ihrem Bill.

»Dann kauft mal schön«, kommentierte ich und warf mir meinen Mantel über.

Gemeinsam fuhren wir nach unten. Ich schaute vom Fahrstuhl aus in die Eingangshalle hinein, sah Shao nicht und trennte mich von dem Chinesen. Ich bat ihn, seine Freundin von mir zu grüßen.

»Mach ich.« Der Bentley stand im Hof. Er war inzwischen wieder ein Jahr älter geworden, und ich hatte ihn vor einem Tag zur Inspektion gegeben.

Der zuständige Meister hatte den Kopf gewiegt und gemeint: »Wenn Sie noch länger Freude an Ihrem Fahrzeug haben wollen, dürfen Sie es nicht so stark misshandeln, Sir.«

Eine Antwort war ich ihm schuldig geblieben. Mir hätte er das nicht zu sagen brauchen, sondern meinen Gegnern. Dämonen nahmen nun mal auf Autos keine Rücksicht. Aber das Innenleben des Fahrzeugs war okay, wie mir der Meister versicherte. Nur von außen glänzte er nicht mehr so wie früher. Einige Roststellen, durch Steinschlag hervorgerufen, waren doch zu sehen. Einem Fahrzeug ergeht es ebenso wie einem Menschen. Wir werden auch nicht jünger.

Ich ging einmal um den Wagen herum und fand ihn ganz in Ordnung. Er sprang auch sofort an, kaum dass er den Zündschlüssel

gerochen hatte. Gemächlich rollte ich mit dem Silbergrauen über den hinteren Parkplatz am Yard Gebäude. Ich schaltete das Radio ein, hörte Nachrichten und erfuhr, dass es wieder einmal nur Schlechtes in der Welt gegeben hatte. Nach den Neuigkeiten brachte der Sender Tanzmusik, vermischt mit Interviews, die mich auch nicht gerade fröhlicher stimmten, denn da war wieder einmal von Streik die Rede. Wie gern hätte ich mir gewünscht, dass die Dämonen mal streikten. Das allerdings würde wohl niemals geschehen.

Die Straßen glänzten nass. Die Temperaturen lagen unter dem Gefrierpunkt, so dass sich mancher Autofahrer fragte, ob es nun glatt war oder nicht. Die meisten verhielten sich vorsichtig. Als ich an einer Ampel stoppte, sah ich einen Bobby, der durch die Fenster der haltenden Wagen in die Fahrzeuge blickte. Er sah auch mich, stutzte für einen Moment und lächelte dann. Der gute Mann hatte mich erkannt.

Und er lächelte, obwohl sein Dienst wirklich keine Erholung war. Denn ich hätte nicht gern mit ihm getauscht. Trotzdem hatte er gute Laune. Ich beschloss, seine Laune zu übernehmen, und dachte an den vor mir liegenden Abend. Ihn wollte ich in aller Ruhe genießen, ein wenig auf den Bildschirm starren, etwas Lesen und eigentlich früh ins Bett gehen.

In meinem Job wusste man nicht, was der nächste Tag noch alles bringen konnte. Da hatte ich schon die tollsten Überraschungen erlebt. Deshalb ist für mich ein gemütlicher Feierabend Gold wert. Ich dachte an das frische Bier, das mir Will Mallmann aus Deutschland geschickt hatte. Die acht Flaschen standen in Styropor verpackt in meiner kleinen Küche. Zwei Flaschen würde ich mindestens trinken, das nahm ich mir fest vor.

Ich kannte mich in London sehr gut aus. Vor allen Dingen wusste ich über Schleichwege in der eigentlichen City Bescheid. Dieses Wissen nutzte ich aus, umging die großen Ampelstaus und gelangte in meine Wohngegend. Der Wagen hatte, wie auch Sukos Feuerstuhl, seinen Platz in der Tiefgarage. Die Parktaschen befanden sich nebeneinander. Ich sah sie im Licht der eingeschalteten Scheinwerfer, die helle Tunnels in das Dämmerlicht stachen. Ich kurbelte am Volant und lenkte den schweren Wagen auf seinen Standplatz. Licht aus, Gurt lösen, Motor abstellen, alles Bewegungen, die mir in Fleisch und Blut übergegangen waren.

Ich öffnete die Tür. Irgend ein Wagen fuhr mit nicht mehr heilem Auspuff. Das Röhren hallte von den Wänden wider. Die Tür zum Lift befand sich nicht weit entfernt. Ich musste nur durch den Gang schreiten. Als ich das Heck meines Wagens passiert hatte und mich nach rechts wandte, da geschah es.

Für einen Moment blieb ich stehen, denn ich sah, dass die Gestalt vor

mir auf dem Boden in verkrümmter Haltung dalag und bei ihr eine dunkle Flüssigkeit aus einer Verletzung am Kopf rann. Tiefgaragen sind zwar bequem, aber auch gefährliche Orte. Sie eignen sich besonders für Überfälle, und man las fast täglich von Verbrechen, die in Tiefgaragen geschehen waren.

Mit einer Falle rechnete ich nicht, eben weil ich von den Berichten wusste. Mit drei großen Schritten war ich bei dem am Boden liegenden Mann, beugte mich zu ihm hinunter und nahm einen seltsamen Geruch wahr, der mit Blutgeruch überhaupt nicht übereinstimmte.

In meinem Kopf klingelte es Alarm. Leider zu spät, denn eine kalte Stimme sagte: »Bleib so, wie du bist, Bulle, sonst jagen wir dir deinen Schädel voll Blei!«

***

Asmodina kochte fast über in ihrer Wut. So etwas hatte sie noch nie erlebt. Dieser verdammte Spuk hatte es tatsächlich gewagt, sie durch Worte zu demütigen. Eine Schande, eine Unverschämtheit, die sie sich nicht länger bieten lassen konnte. Das war Meuterei! Am liebsten hätte sie ihre Kräfte voll ausgespielt und vor Zorn mehrere ihrer Reiche vernichtet.

So aber war sie gemeinsam mit einigen Todesengeln in ihr Versteck geflüchtet und hockte dort auf einem knöchernen Thron. Ihre Augen schienen in Flammen zu stehen. Die Totenkopfkette klirrte, wenn sie sich bewegte, und ihre Lippen formten unhörbare Worte.

So etwas war ihr noch nie passiert, das durfte es nicht geben, das war einfach zuviel. Was nahm sich der Spuk eigentlich heraus? Wollte er Streit? Und wieso kam er dazu, sich nicht mehr auf ihre Seite zu stellen? Das musste einen Grund haben.

Asmodina trat mit dem rechten Fuß auf. Es grollte, als sie den Boden traf, und nach Schwefel stinkender Rauch wallte in die Höhe. Sie fauchte wie ein Tier, aber sie wusste auch, dass Wut und Zorn schlechte Ratgeber waren. Wenn sie etwas erreichen wollte, dann musste sie eiskalt überlegen und ebenso kalt vorgehen, sich jetzt nur nicht von Rachegefühlen leiten lassen, obwohl sie gerade die Rache und die Abrechnung nicht aus den Augen verlor.

Der Spuk sollte büßen! Nur, was hatte ihn dazu veranlasst, so plötzlich gegen sie, die Tochter des Teufels, zu opponieren? War es nur die Tatsache, dass John Sinclair und Glenda Perkins aus dem Labyrinth der Angst entkommen konnten? Natürlich, das zählte, und der Spuk hatte durch diese Flucht auch eine Niederlage erlitten, denn Glenda Perkins war nach dämonischer Sitte durch Maddox, den unheimlichen Richter, verurteilt worden. Die Flucht der beiden Menschen war natürlich ein schwerwiegendes Ereignis. Aber wog es

wirklich so schwer, dass der Spuk all das über den Haufen warf, was ihn jahrelang ausgezeichnet hatte?

Dies konnte sich Asmodina nicht vorstellen. Für ihn musste es noch einen anderen Grund geben, sich als Aussteiger gewissermaßen zu betätigen. Da war sicherlich einiges geschehen, von dem sie, Asmodina, keine Ahnung hatte. Sie war ehrlich genug, sich einzugestehen, dass sie auch Feinde hatte. Sogar starke Feinde, die sich ihren Tod wünschten. Denen hatte es von Beginn an nicht gepasst, dass Asmodis seine Tochter mit einer ungeheuren Machtfülle ausgestattet hatte.

Die anderen hatten sich nie damit abgefunden, immer nur gegen sie gestichelt, aber sie waren noch nie offen gegen Asmodina angetreten. Vor allen Dingen waren es die AEBA Dämonen, die es störte, dass Asmodina so mächtig geworden war. Steckten sie vielleicht hinter den Vorgängen? Es war möglich. Allerdings gab es noch eine andere Gruppe, die Asmodina den Tod aus vollem Herzen wünschte. Solo Morasso und seine Mordliga!

Als die Teufelstochter an ihn dachte, da verzerrte sich ihr glattes, kaltes Gesicht. Es wurde zu einer wirklich teuflischen Grimasse, und die Haut nahm sogar einen grünlichen Schimmer an, so wie bei Apep, der Höllenschlange, denn Asmodina und die Schlange waren ein und dieselbe Person.

Ein paar Mal hatte es Dr. Tod schon versucht. Er war immer wieder aufgelaufen. Asmodina hatte sich im Endeffekt als die Stärkere erwiesen, und sie hatte einen Fehler begangen, wie sie sich nun im Nachhinein eingestand.

Sie hätte Dr. Tod und mit ihm die Mordliga vernichten sollen! Ja, das wäre die beste Lösung gewesen. Sie hatte es nicht getan, was sie nun bereute, denn damals hätte sie gern in die Zukunft geschaut. Leider waren ihr die Zeichen der Zeit verborgen geblieben. Sie hätte wissen sollen, dass Dr. Tod es immer wieder versuchen würde, doch es gab zwischen ihnen eine Gemeinsamkeit, die sie praktisch zusammenkittete, obwohl sie diese unterschiedlichen Ansichten hatten.

Diese Gemeinsamkeit trug den Namen John Sinclair! Der Geisterjäger war ihr beider Feind. Sogar ein Todfeind. Um ihn zu vernichten, hatte die Teufelstochter über manch anderes hinweggesehen. Nun allerdings war sie an einem Punkt angelangt, wo sie sich selbst eine Frage stellen musste: Dr. Tod oder John Sinclair? Auf wen sollte sie ihre höllischen Kräfte konzentrieren?

Sinclair, ein Feind, Dr. Tod ebenfalls. Sie beschloss, ihre Kräfte auf die Mordliga und ihren Anführer zu konzentrieren, denn er war der Gefährlichere, wenn man ihn zum Gegner hatte. Der Grund lag auf der Hand. Sinclair war ein Mensch. Und als Mensch besaß er auch

Gefühle. Er kannte Angst, die Freude, hatte alle menschlichen Schwächen und Vorzüge, und er besaß noch etwas: ein Gewissen!

Ja, er hatte ein Gewissen. Er war längst nicht so eiskalt und ging nicht über Leichen. Auf Menschen nahm er Rücksicht, während Dr. Tod sie eiskalt in die Waagschale warf, denn ihn interessierte ein Mensch nur so lange, wie der für ihn nützlich war. Ging die Zeit vorbei, dann ließ er ihn fallen, was zumeist mit einem Mord an dieser Person endete.

Mit der gleichen Brutalität würde Dr. Tod auch gegen Asmodina vorgehen, doch die Teufelstochter störte sich nicht daran. Sie würde ebenso eiskalt über Leichen gehen wie ihr Feind. Ihre Gedanken drehten sich zwar noch immer um Dr. Tod, aber sie bewegten sich jetzt in eine andere Richtung.

Asmodina dachte daran, dass Solo Morasso aus seinen Niederlagen gelernt hatte. Er würde sicherlich nicht mehr so forsch vorwärts stürmen und direkt auf sein Ziel losgehen. Wie Asmodina ihn jetzt einschätzte, suchte er sicherlich nach spitzfindigeren Methoden, und Raffinesse gehörte bei ihm dazu. Die Hinterlist war bei ihm angeboren. Er würde es mit allen Tricks versuchen, und Asmodina wollte in der nächsten Zeit wirklich mehr als vorsichtig sein.

Sie dachte auch an Asmodis, der praktisch ihr Vater war. Er musste ihr helfen, wenn sie ihn darum bat, denn es gab keinen anderen Weg. Dabei hatte sich Asmodis oft nicht sehr kooperationsbereit gezeigt. Er hatte seine Tochter allein gelassen. Sie sollte selbst auf sich achtgeben und ihre eigenen Wege gehen, so wie er seine eigenen Wege ging.

Im Anfang hatte Asmodina dies gewurmt, doch mittlerweile hatte sie sich daran gewöhnt. Allerdings befand sie sich nun in einer Lage, in der sie Hilfe brauchen konnte, und sie dachte sehr stark an Asmodis. Sie wünschte ihn sich herbei.

Er kam.

Asmodis war der Herrscher, zudem war er ein Telepath. Er konnte die Gedanken seiner Tochter empfangen. Zuerst erschien das Feuer. Eine wilde, flammende Lohe, grünrot leuchtend und alles verbrennend, was sich ihm in den Weg stellte.

Asmodina stand von ihrem Thron auf. Sie blickte starr in die seltsamen Flammen, die nicht einmal Hitze verströmten, und sah darin das fratzenhafte Gesicht ihres Vaters leuchten. Die alten Maler und Holzschnitzer des Mittelalters hatten tatsächlich recht gehabt. Der Teufel zeigte sich als ziegenköpfiger Bastard. Der Schädel hatte die Form eines Dreiecks, Hörner wuchsen wie bei Asmodina aus der Stirn, die Augen waren Kreise in einem braunen Gesicht. Sie leuchteten wie das Feuer kalter Diamanten. Ohne Gefühl, ohne Gnade. Das Wahnsinnsprodukt der Hölle stand vor Asmodina und schaute sie an. Ein Mensch wäre vielleicht vergangen, nicht allein durch den Anblick.

Er war gar nicht so schlimm, doch Asmodis verbreitete eine Aura des Grauens. Sie war kaum zu beschreiben, so schrecklich stellte sie sich dar. In ihr schienen alle Kräfte und Bösartigkeiten der Hölle sowie des Dämonenreiches vereint zu sein.

Asmodina erschreckte diese Aura nicht. Im Gegenteil, sie war für sie ein Labsal, und sie badete sich regelrecht darin, gab sie ihr doch Kraft und Macht.

»Du hast mich gerufen?« Jedes Wort des Teufels klang wie ein Donnergrollen.

»Ja.« Die Flammen fielen zusammen, nur das Gesicht blieb.

»Ich hoffe, du kannst mir einen triftigen Grund für deine Störung nennen, Asmodina.«

»Das kann ich.«

»Dann rede!«

»Es geht um den Spuk.«

Der Teufel lachte schallend. »Um den Spuk?« höhnte er. »Ist er nicht dein Freund? Hat er dir nicht geholfen, die Seele des Dr. Tod zu holen?«

»Das schon. Er stand auch immer auf meiner Seite, aber jetzt nicht mehr. Der Spuk meutert!« Das Gesicht Asmodis verzerrte sich. »Er meutert also, dieser Wicht. Wieso?«

»Er will meine Macht nicht anerkennen.«

»Dann sorge dafür, dass er es tut!« zischte Asmodis.

Als Asmodina keine Antwort gab, fragte er lauernd: »Oder bist du zu schwach, meine Tochter?«

»Ich fürchte ja.« Für einen Moment schwieg Asmodis.

Dann begann er zu lachen. Das war ein wahres Höllengelächter. Es schallte und hallte, wanderte weiter durch die Dimensionen und trieb als schauriges Echo hinaus in die Unendlichkeit des Dämonenreiches. Der Teufel konnte sich kaum beruhigen, und als er schließlich sein Lachen abbrach, da stieß er ein tiefes Knurren aus.

»Du bist lächerlich, meine Tochter. Habe ich dich erschaffen, damit du kapitulierst? Ich hatte mir mehr von dir erwartet, besonders deshalb, weil du dir ja deine Diener geholt hast. Der Spuk, Dr. Tod, die Mordliga was ist mit ihnen? Sind aus den Zauberlehrlingen Meister geworden?«

»So ähnlich«, gab die Teufelstochter zu.

»Dann vernichte sie.« Wieder nahm das Gesicht von Asmodina einen grünen Schimmer an. Ein Zeichen, wie nahe ihr die Worte ihres Vaters gingen.

»Es geht nicht mehr so einfach. Sie sind mir zu mächtig geworden. Ich bekomme sie nicht so ohne weiteres klein. Morasso allein, ja, aber er hat sich Helfer geholt, die eine nie gekannte Stärke aufweisen. Sie entstammen zum Teil anderen Mythologien, gegen die ich nichts

ausrichten kann, auch Apep nicht, wie du aus der fernen Vergangenheit selbst weißt.«

»Ja, ja, das kenne ich alles.« Der Teufel grinste hässlich. »Was hat das mit mir zu tun?«

»Du sollst mir helfen!«

»Ich?« Kreischend lachte Asmodis auf. Er lachte so sehr, dass aus seinen kalten Augen dunkle Tränen rollten.

»Ich werde dir nicht helfen. Du bist ein selbständiges Geschöpf, und du hast mir immer erzählt, dass du mit deinen Problemen, unter die ja auch ein gewisser John Sinclair fällt, allein fertig wirst.«

»Du bist nur zu feige!« schrie Asmodina. »Du bist viel zu feige, denn gegen den Geisterjäger kommst auch du nicht an.«

»Hüte deine Zunge!« zischte der Teufel.

»Stimmt es etwa nicht? Soll ich dein ganzes Imperium zerstören, das doch nur auf einer Lüge aufgebaut ist? Die Menschen hast du die Jahrhunderte über getäuscht. Du bist nicht der oberste Herrscher der Hölle. Nein, das bist du nicht. Es verhält sich alles ganz anders, und wenn es die Menschen wüssten, würde ihr gesamter Glaube wie ein Kartenhaus zusammenbrechen, das kann ich dir versprechen. Wenn du mir nicht hilfst, dann werde ich…«

Auf einmal schossen Flammen aus seinem Maul. Sie fuhren zischend in Asmodinas Gesicht, wo sie die Haut verbrannten. Die Teufelstochter brüllte. Zum ersten Mal verspürte sie Schmerzen. Es schien ihr, als würde glühendes, flüssiges Metall ihre Haut zerfressen, als der Kopf von den Rammen umhüllt wurde. Sie merkte, wie etwas mit ihrer Gesichtshaut geschah, konnte jedoch nicht sehen, was. Erst als das Feuer abkühlte, hatte sie wieder freie Sicht und schaute Asmodis an.

»Noch einmal diese Worte, und ich werde dich ganz verbrennen!« drohte dieser. »So ist es nur dein Gesicht!«

Aus dem Nichts erschien ein Arm und damit eine braune Klaue mit langen Nägeln. Die Klaue hielt eine schwarze, polierte und spiegelnde Fläche umklammert, die tatsächlich Ähnlichkeit mit einem Spiegel hatte. Asmodina sah sich darin.

Es war ein dämonischer Spiegel, der ihr Gesicht zeigte. Nichts war von der kalten Pracht geblieben. Die Haut war völlig verbrannt. Schwarz und aufgeraut präsentierte sie sich, und die Teufelstochter sah innerhalb des Spiegels jedes Detail. Nur die Augen blickten hell. Sie erinnerten an zwei Kugeln. Die Haare hatten ebenfalls die Farbe behalten. Nach wie vor leuchteten sie rot. Sie schufen einen harten Kontrast zum Schwarz des Gesichtes.

»Reicht dir das als Antwort?« fragte Asmodis. Seine Tochter entgegnete nichts. Denn sie hätte nicht anders gehandelt als Asmodis.

Bei Dämonen und Wesen der Finsternis gab es keine Beziehungen wie bei den Menschen. Jeder dachte nur an seinen eigenen Vorteil. Er

spielte diesen eiskalt aus. Wie Asmodis.

Es dauerte eine Weile, bis sich die Teufelstochter wieder gefangen hatte. Dann sagte sie: »Ich habe deine Antwort verstanden. Ich weiß auch, dass du selbst genug Probleme hast, denn auch du stehst auf der Liste. Hüte dich, Asmodis. Sollte ich irgendwann nicht mehr sein, wird es nicht lange dauern, dann bist du auch verschwunden!«

»Willst du mir drohen?«

»Nein, das kann ich nicht. Du bist stärker. Du hast es ja durch das Feuer bewiesen. Aber eins sage ich dir. Nimm dir nicht zuviel heraus. Unterschätze mich nicht. Ich werde kämpfen!«

»Auch gegen mich?«

»Bist du mein Gegner?«

»Ich würde dich zerreißen!« schrie der Teufel. Im nächsten Augenblick entstanden wieder die grüngelben Flammen, hüllten das Gesicht nebst Arm und Hand ein, dann war der Satan verschwunden. Zurück blieb Asmodina. Mit einem zerstörten Gesicht, das wie schwarzes, verbranntes und aufgerauchtes Leder aussah.

Die Hände hatte sie zuvor zu Fäusten geballt gehabt. Jetzt hob sie die rechte Hand an und öffnete die Faust. Ein kleiner Gegenstand lag darin. Ein silberner Nagel! Er hatte ihr nichts getan, obwohl er aus geweihtem Silber bestand. Nur ein kaum wahrnehmbarer Abdruck war auf der Handfläche zu sehen. Mehr nicht…

Und dann flüsterte sie folgende Worte: »Noch habe ich dich nicht, Solo Morasso, aber ich besitze den Nagel. Schon einmal hat er dich getötet, und er wird es auch ein zweites Mal schaffen. Das verspreche ich dir!«

Und diesmal war sie es, die ein gellendes Gelächter ausstieß…

***

Ich hätte mich selbst irgendwohin beißen können, denn ich war auf einen Uralt Trick reingefallen. Mit den Gedanken schon beim Feierabend, lief ich voll in die Falle. Jemand hatte hinter mir gesprochen. Das gab mir nicht die Gewähr, dass es auch tatsächlich nur ein Typ war, der sich in meinem Rücken aufhielt. Und eine geladene Waffe hielt er sicherlich in der Hand, darauf konnte ich Gift nehmen. Der Kerl vor mir am Boden drehte sich auf den Rücken und grinste. Dann hob er den Arm und wischte das Blut von seiner Stirn. Es war Ketchup, mit irgendeinem Zeug verdünnt. Von weitem hatte es echtem Blut ähnlich gesehen.

»Rühr dich ja nicht, Bulle!« zischte auch er und rutschte vor mir über den Boden.

Er atmete dabei stoßweise, und kleine graue Wolken standen vor seinen Lippen. Hinter mir pfiff jemand ein Liedchen, das abbrach, als der Typ vor mir auf die Beine kam und sich das restliche Zeug aus den

Haaren schüttelte. Dicke Tropfen blieben auf dem Boden zurück. Ich stellte mir die Frage, ob sich nicht mein Blut bald mit dem nachgemachten vermischen würde.

»Und nun dreh dich um, Bulle!« Das sagte der Typ, der mich zuerst angesprochen hatte. Ich kam seiner Aufforderung langsam nach. Die Hände hatte ich dabei erhoben.

Sie waren zu dritt. Vor mir standen zwei, und hinter mir hielt sich noch der angeblich Verletzte auf. Die beiden Typen sahen wirklich nicht so aus, als wäre mit ihnen zu spaßen. Ich kannte solche Kerle. Die waren mit allen Wassern gewaschen. Eiskalte Soho Killer und Schläger. Beide trugen Lederjacken. Die Farbe konnte ich nicht genau erkennen, die Jacken waren aber dunkel.

Einer war ein Farbiger. Er hatte große, abstehende Ohren, die wegen der auf dem Kopf sitzenden Pudelmütze besonders auffielen. Auf seiner Oberlippe wuchs ein pechschwarzer Bartflaum.

Der zweite war zwar weiß, aber er schien eine schwarze Seele zu haben. Und ich glaubte sogar, ihn erkannt zu haben. Wenn mich nicht alles täuschte, hatte ich Darling Roberts auf einem Fahndungsfoto gesehen. Aus welchem Grunde man ihm den Namen Darling gegeben hatte, wusste ich nicht genau. Angeblich hatte er sich als Halbwüchsiger früher mal in der Homoszene angeboten. Jetzt führte er das große Wort.

»Ja, Bulle, da bist du reingefallen, nicht?« Er schwenkte seine Waffe, eine Luger Pistole.

Ich hob die Schultern. »Okay, ihr habt mich. Nur kann ich mir nicht vorstellen, was ihr eigentlich von mir wollt.«

Da grinsten beide.

Auch der Typ in meinem Rücken lachte. »Bullen sind für uns immer ein besonderes Festessen. Kannst du das nicht verstehen?«

»Nein.«

»Und warum nicht?« Der Farbige hechelte den Satz hervor.

»Weil ich meist unverdaulich bin.«

Jetzt hatten sie ihren Spaß und wieherten. Allerdings nicht so laut, dass es durch die gesamte Garage schallte, denn sie mussten damit rechnen, dass Zeugen auftauchten. Einen Schalldämpfer hatte der Typ nicht auf die Mündung geschraubt. Diese Tatsache konnte meine Chancen verbessern, denn umbringen wollten die Kerle mich wohl nicht. Dann hätten sie sich anders verhalten. Sie hatten irgend etwas anderes auf Lager.

»Was soll das Gerede? Sagt mir, was ihr von mir wollt. Auch ein Polizist hat ein Recht auf Feierabend.«

»Willst wohl mit ner Süßen auf die Matratze steigen, Bulle, wie?« hechelte der Luger Träger. »Aber daraus wird nichts. Gar nichts, glaub mir. Denn Jamie wird sich jetzt mit dir beschäftigen. Und vielleicht

schneidet er richtig zu. Wer weiß…?«

Er grinste mich an, und die Kanone lag ruhig in seiner Rechten. Also doch Profis. Mir wurde es langsam ungemütlich. Jamie war der Schwarze. Und er nickte, als er seinen Namen hörte. Er würde sicherlich gern schneiden, nur womit? Das Messer schüttelte er sich wirklich aus dem Ärmel. Ob ihr es glaubt oder nicht, Freunde, ich sah kein Heft, sondern nur eine verdammt lange, dünne Klinge, die schon mehr Ähnlichkeit mit einer Stricknadel hatte. Irgendwie war sie an seinem Arm befestigt und fuhr auf einen Kontakt heraus. Jetzt zeigte sie auf mich. Dann drehte Jamie sie und grinste noch breiter.

»Damit kann ich schneiden.«

»Sicher.« Ich nickte.

»Gib nur acht, dass du dir nicht ins eigene Fleisch schneidest.«

Jamie lachte. Er konnte sich überhaupt nicht mehr einkriegen. Dabei bog er den Oberkörper zurück und drehte den Kopf, um seinen Kumpan anzuschauen. Auch der sah zu ihm. Mich ließ er für einen Sekundenbruchteil aus den Augen. Da versuchte ich es. Auch wenn hinter mir der Verletzte stand und ich nicht wusste, ob er eine Waffe auf mich gerichtet hielt. Ich startete und warf mich gegen Jamie. Meine Handkante wühlte sich durch. Er verzog das Gesicht, das Grinsen erstarrte zur Grimasse, dann kippte er mit weichen Knien gegen seinen Kumpan mit der Luger, denn mein Hieb hatte ihn verdammt mitgenommen. Ich hörte ihn pfeifend atmen und auch stöhnen.

»Die Bullensau, dieser Hund Dieser…«

Noch hatte Darling seine Kanone. Das gefiel mir gar nicht. Doch in meiner Euphorie hatte ich den dritten Typ vergessen. Der angeblich Verletzte wurde sehr schnell aktiv. Er sprang mir in den Nacken. Das wäre nicht einmal so tragisch gewesen, aber er hieb mit beiden Händen zu, und den Schlag vertrug höchstens ein Ochse. Ich war jedenfalls keiner, kriegte plötzlich keine Luft mehr, weil man meinen Rücken »zerschnitten« hatte, und sah alles nur verschwommen. Die beiden anderen Kerle wurden zu aufgeblähten Ballons.

Jamie hatte noch Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht. Er wurde nicht mehr von seinem Partner gehalten, und für mich sah er aus wie eine aufgeblasene Bubblegum Figur. Darling hielt noch seine Pistole fest. Damit schlug er zu. Mein Seh- und auch Reaktionsvermögen waren schwer beeinträchtigt. Was mir so lange vorkam, das geschah in Wirklichkeit innerhalb von Sekunden. Darling holte nicht einmal weit aus, aber der Waffengriff sollte meine Stirn treffen. Riesengroß tauchte er vor mir auf, und dann dröhnte etwas gegen meinen Kopf.

Gleichzeitig platzte im Schädel einiges auf, jedenfalls hatte ich das Gefühl. Und im nächsten Augenblick meldete ich mich ab. Ich fiel nach vorn. Zuletzt hörte ich noch ein Dröhnen. Auf die Erde konnte

ich nicht gefallen sein, dafür allerdings auf die Kühlerhaube eines abgestellten Wagens. Von ihr rutschte ich langsam nach unten und legte mich auf dem schmutzigen Boden der Tiefgarage lang. Das war's. Die drei Schläger jedoch erwachten zu einer fieberhaften Tätigkeit…

***

Die Finger waren lang wie Pfeile. Dazu mit spitzen Nägeln, auf denen der grüne Lack glänzte. Dabei stachen die Hände aus zwei Ärmeln hervor, die zu einem Gewand gehörten, das eine violette Farbe hatte und wie Seide glänzte. Übergestreift hatte das Gewand eine außergewöhnliche Frau. Ein Wesen, das zu dieser Kleidung passte, denn die Frau konnte man wirklich mit dem Begriff geheimnisvoll umschreiben. Und sie tat alles, um das Geheimnis um ihre Person zu bewahren.

Ihr Name: Tanith. Ihr Beruf: Wahrsagerin und Astrologin. Ihr Einkommen: sehr hoch.

Gerade das letzte musste man besonders anmerken, denn in den vergangenen zwei Jahren hatten Hellseher und Wahrsagerinnen eine Hochkonjunktur erlebt. Durch Fernsehsendungen und Zeitungsberichte waren sie in aller Munde, und besonders tat sich eine attraktive Schweizerin hervor, die praktisch in ganz Europa ein Begriff war und sogar eine eigene Fernsehschau hatte.

Nicht so Tanith. Sie hasste Popularität, denn sie brauchte sie nicht. Tanith hatte auch so ihren Kundenstamm, und zu dem zählten die reichsten Leute der Welt.

Der griechische Milliardär suchte sie ebenso auf wie der deutsche Industrielle oder der französische Adelige. Entsprechend hoch waren ihre Honorare, doch die Gäste zahlten gern, denn die Voraussagen einer Tanith trafen fast immer ein. Bisher hatte sie kaum einen Flop erlebt. Man verließ sich auf sie, und man gab ihren Namen weiter.

So wussten die reichen Bekannten ihrer Kunden Bescheid, an wen sie sich zu wenden hatten, wenn es Probleme gab. Und Tanith war ausgebucht. Allerdings verteilte sie die Termine gut, nie mehr als drei in der Woche, denn sie wollte Zeit haben, sich mit ihrem Beruf hobbyistisch zu beschäftigen.

Sie hatte die Wirkung der Tarockkarten genau studiert. Sie kannte den Verlauf der Gestirne, wusste, welchen Einfluss sie auf die Menschen hatten, und ihr war bekannt, dass es zwischen Himmel und Erde Dinge gab, die mit der reinen Astrologie nicht zu erklären waren. Es war ihr gelungen, mit anderen Kontakt aufzunehmen. Durch ein Medium hatte sie andere Reiche kennengelernt.

Jenseitsreiche, in denen der Schrecken und die Angst zu Hause waren. Tanith war wirklich kein ängstlicher Mensch, doch was sie da geboten bekam, das jagte ihr schon Angst ein. Irgendwie hatte sie

immer gefühlt, dass es Geister und Dämonen gibt, und diese Theorie war nun durch die Praxis bestätigt worden. Sie hatte es tatsächlich geschafft, Kontakt zu den anderen Welten aufzunehmen. Sehr intensiven sogar, nur war sie froh gewesen, dass die anderen in ihrer Welt blieben. Sie kamen nicht, hielten sich zurück, und das gab ihr Hoffnung.

Allerdings wurde ihr Innerstes auch aufgewühlt. Als Wahrsagerin und Astrologin fühlte sie eine gewisse Verantwortung auf ihren Schultern ruhen. Immer wieder stellte sie sich die quälende Frage, ob sie der Welt nicht Bescheid sagen sollte über das, was sie bei ihren Sitzungen gesehen hatte. Aber war die Welt überhaupt reif? Würden die Menschen einer modernen Zeit ihr glauben? Sie rechnete nicht damit, da es zu viele Ignoranten gab, die nur der Technik hörig waren. Und so behielt Tanith ihr Wissen für sich.

Aber sie forschte weiter. In langen, nächtlichen Sitzungen nahm sie mit dem anderen Reich Kontakt auf. Sie redete gedanklich mit den Herrschern, und sie erfuhr Dinge, die sie unter allen Umständen für sich behalten wollte. Die Erde war eingekreist. Eine unbeschreibliche Gefahr lauerte im Dunkel der anderen Dimensionen. Uralte, längst vergessene Dämonen schienen aus einem tiefen, langen Schlaf zu erwachen, um wieder von der Welt Besitz zu nehmen. Tanith hörte ihre Gespräche, nahm ihre Gedanken auf und erfuhr so manches.

Wer hatte je schon von einer Asmodina gehört, die sich die Tochter des Teufels nannte? Sie nicht und die meisten anderen Menschen auch nicht. Oder von dem Spuk, der Herrscher im Reich der Schatten sein sollte? Das alles waren Dinge, die Tanith für sich behalten wollte. Die Welt war einfach nicht reif.

Allerdings spürte sie als übersensible Frau, dass etwas in der Luft lag. Irgendeine Entscheidung stand dicht bevor, nur wusste sie nicht, welche Entscheidung dies war. Aber die anderen Welten oder in den anderen Welten war etwas in Bewegung geraten. Eine große Unruhe hatte sich ausgebreitet. Sie war wie ein dünner Nebelstreif, der sich allerdings immer mehr verdichtete und bestimmt zu einem Bild wurde, das sie empfangen wollte.

In der letzten Woche hatte sie alle Termine abgesagt, um sich auf die eine große Sitzung vorzubereiten. Sie musste konzentriert sein, durfte sich nicht ablenken lassen und hatte auch Christina, ihre Sekretärin, nach Hause geschickt. Nun war es soweit. In der folgenden Nacht sollte die Sitzung stattfinden, um ihr Wissen zu erweitern. Angst hatte sie kaum gekannt. Wenn sie ehrlich gegen sich selbst war, musste sie zugeben, dass sie doch etwas bedrückte und ängstlich war.

Die andere Seite, so nannte sie die Dämonen immer, ließ nicht mit sich spaßen, und man konnte sie auch nicht manipulieren. Wenn man etwas von ihnen wollte, dann musste man sie zwingen, wobei

niemand wusste, wie sie reagieren würden.

Positiv für das Medium oder negativ. Tanith schaute auf ihre Uhr. Der schmale Goldstreifen um das Zifferblatt glänzte, als er von einem Lichtstrahl getroffen wurde.

Draußen lag längst die Dunkelheit über Paris. Tausende von Lichtern glühten. Davon sah Tanith nichts, obwohl ihr kleines Haus an der höchsten Stelle des Künstlerviertels Montmartre stand. Sie wollte auch nichts sehen, sondern sich auf ihre eigentliche Aufgabe konzentrieren.

Als sie den Vorhang zur Seite schlug, der zwei Räume voneinander trennte, gelangte sie in eine Diele, wo sie ihre Besucher empfing. Auch hier war schon das Flair des anderen, des Fremdartigen zu spüren. Die Besucher betraten eine andere Welt. Samt an den Wänden. Geheimnisvoll, wenn nicht ein wenig düster das Licht.

Die Lampen waren in die Decke eingelassen worden. Ihr Schein fiel in langen Bahnen senkrecht auf den mit einem weichen roten Teppich belegten Boden. Die Garderobe bestand aus schwarzem Holz. Bei der Versteigerung eines Schloßinventars hatte Tanith sie erworben. Das wertvolle Möbelstück hatte ihr damals so gut gefallen, dass sie es direkt kaufte. Die Garderobe war durch einen Spiegel unterteilt. In seiner Form bildete er einen Kreis. Der Spiegelrand zeigte die zwölf Tierkreiszeichen der Sternbilder. Diesen Spiegel hatte sie sich anfertigen lassen, und immer wieder wurde er von ihren Kunden und Gästen bewundert.

Auch Tanith blieb vor ihm stehen und schaute sich an. Die letzten Tage waren für sie anstrengend gewesen, obwohl sie keine Kunden empfangen hatte. Der Spiegel log nicht. Er gab ihr Gesicht so wieder, wie es in Wirklichkeit war, und er verdeckte auch nicht die Ringe unter ihren Augen, die dunkle Halbkreise bildeten. Dieser Spiegel war unbestechlich!

Das Haar ließ sich Tanith bei einem Coiffeur dunkel färben. Sie mochte keine grauen Strähnen, und die bekam ein Mensch nun mal, wenn er die vierzig überschritten hatte. Manchmal band sie das Haar zu einem Knoten im Nacken zusammen, was ihrem Gesicht dann einen strengen Ausdruck verlieh. An diesem Abend jedoch hatte sie es lang auf ihre Schultern fallen lassen.

Man merkte ihr an, dass slawisches Blut in ihren Adern floss. Und in der Tat stammte sie aus Ungarn. Sie hatte dieses Land als junges Mädchen während des Einmarsches der Russen verlassen und in Paris eine zweite Heimat gefunden. Ihre Eltern kannte sie nicht. Sie sollten jedoch einem alten Zigeunergeschlecht entstammen. Die Nase war leicht gebogen, der Mund vielleicht ein wenig zu schmal, und ihr Gesicht hätte ein wenig herb ausgesehen, wenn da nicht die beiden Augen gewesen wären. Sie waren wirklich das Besondere an ihr. Dunkel, geheimnisvoll und angefüllt mit einer inneren Glut, glichen

sie zwei kostbaren Perlen. Diese Augen spiegelten die Gefühle der Frau wider. Sie konnten traurig, aber auch feurig blicken. Sinnlich und hart, ebenso warnend und verschleiert. Das wechselte je nach Empfindungen und Stimmung.

Die Figur der Frau war unter dem langen, umhangähnlichen Hausmantel nur zu ahnen, doch die Frau achtete sehr auf ihren Körper, der noch die Straffheit und Jugendlichkeit einer 25jährigen hatte.

Abermals warf sie einen Blick auf die Uhr. Noch zwei Minuten, dann musste sie kommen. Sie das war ihr Medium, eine junge Malerin, die sich mehr schlecht als recht durchs Leben schlug und von dem existierte, was sie verkaufte. Es war wenig genug, denn mit ihren Bildern lag sie nicht im Trend. Im Gegensatz zu Tanith, der Astrologin. So manchen Franc hatte ihr die Wahrsagerin zugesteckt, denn das Medium war für sie sehr wertvoll.

Lucille hieß die Kleine. Zwanzig Lenze zählte sie, doch sie hatte mehr erlebt als mancher Greis. Dieses Medium hatte Welten gesehen, die den Augen eines Normalsterblichen verschlossen waren. Hineingeschaut hatte sie in die Reiche der Dämonen, kannte manche Strukturen und hatte sie der Astrologin mitgeteilt.

Es schellte. Warm und weich war der Klang des Gongs. Er füllte die Diele aus und verhallte nur allmählich. Tanith straffte sich. Ihre dunklen Augen blitzten. Jetzt war es soweit. Nun gab es kein Zurück mehr für sie. Mit festen Schritten ging sie zu der hohen Tür und zog sie auf.

Kälte fuhr in den Raum. Ein Wagen fuhr mit abgeblendeten Lichtern auf der Straße an ihrem Haus vorbei. Aus seinem Auspuff quoll eine helle Fahne und zerflatterte. Lucille stand auf der schmalen Treppe.

»Da bin ich«, sagte sie leise.

»Bitte, komm herein«, erwiderte die Astrologin. Sie gab den Weg für die Besucherin frei.

Um Lucilles Lippen spielte ein leichtes Lächeln, als sie auf der Matte den Schneematsch von ihren Schuhen trat und in die Diele schritt. Tanith schloss die Tür und drehte auch den Schlüssel herum. Niemand sollte sie jetzt stören. Lucille war ein wenig unvorteilhaft gekleidet. So zog sich kein junges Mädchen in der heutigen Zeit an. Sie trug einen grauen Mantel, dessen Schnitt vor zwanzig Jahren einmal modern gewesen war. Die braunen Schuhe hatten schiefgelaufene Absätze, und die dunklen Wollstrümpfe ließen die Beine plump erscheinen. Tanith half ihrem Medium aus dem Mantel. Darunter trug Lucille einen braunen Pullover mit Rollkragen.

»Wie fühlst du dich?« fragte die Astrologin.

»Gut.«

»Wirklich?« Lucille nickte.

Sie hatte Naturkrause, und die blonden Locken bewegten sich heftig. Wie kleine Spiralen schwangen sie auf und nieder. Das Gesicht des Mädchens war schmal. Lucille trug Haftschalen, weil sie schlecht sehen konnte. Sie gehörte zu den Typen, die von den Männern auf der Straße übersehen wurden und für die man den Begriff Mauerblümchen geprägt hatte. Auch von der Psyche her war Lucille eher still, bescheiden, zurückhaltend und manchmal sogar ängstlich. Sie hatte an ihrer Begabung schwer zu tragen. Deshalb zog sie sich in ihr Schneckenhaus zurück.

Tanith hängte den Mantel auf.

»Hast du gegessen?« erkundigte sie sich.

»Ja.«

Als Lucille rot wurde, lachte Tanith auf. »Warum lügst du? Ich höre deinen Magen knurren. Komm mit, ich habe ein wenig vorbereitet.«

Sie gingen in die Küche. Hier gab es nichts Geheimnisvolles. In diesem Raum regierte die moderne Technik. Eine Mischung aus blitzendem Stahl und weißem Kunststoff. Die Hähnchenschenkel standen auf dem Tisch. Dazu gab es Stangenbrot und einen trockenen Rotwein.

»Bitte, iß.«

»Danke.« Lucille nahm Platz und griff nach einem Schenkel.

Während sie kräftig hineinbiß - sie hatte wirklich Hunger - schaute sie Tanith an.

»Woran denkst du?« fragte die Astrologin.

»Ich weiß es nicht.«

Taniths Lippen kräuselten sich. »Das gibt es nicht. Du musst doch wissen…«

»Doch, das gibt es. In meinem Kopf ist alles so seltsam. Es geht so durcheinander…«

»Das legt sich wieder.«

»Ich hoffe es.«

Die nächsten zwei Minuten vergingen schweigend. Lucille aß mit gutem Appetit und nahm auch ab und zu einen Schluck von dem Roten. Als sie die letzten Fleischstücke hinuntergeschluckt hatte, wischte sie sich an einem bereitliegenden Tuch die Hände ab.

»Möchtest du eine Zigarette?« fragte Tanith.

»Bitte.«

Die Wahrsagerin gab ihr eine. Lucilles Hände zitterten ein wenig, was Tanith wohl bemerkte. Tief sog das Medium den Rauch ein, lehnte sich zurück und schloss die Augen halb.

»Hast du Bilder verkauft?«

»Nein, nichts.« Lucille ließ den Rauch durch ihre Nasenlöcher ausströmen. »Die Menschen mögen meine Kunst nicht, Sie ist ihnen zu fremd. Ich kann aber nicht das malen, was sie wollen. Ich muss meine

Empfindungen, meine Gefühle und damit auch meine Seele zeigen.« Sie beugte sich heftig vor. »Stimmt doch oder?«

»Natürlich.« Tanith kannte Lucilles Bilder. Sie hatte selbst einige erworben. Diese Bilder zeigten einen Wirrwarr aus düsteren Farben, und sie dokumentierten die innere Zerrissenheit, die Lucille an manchen Tagen depressiv erscheinen ließ. Aber sie sprachen auch von einem Gefühl der Wärme, von der Suche nach Geborgenheit, und sie verkündeten von anderen Welten, die jenseits der normalen lagen.

Lucille drückte die Zigarette aus. Dann legte sie ihre Hände auf die Tischplatte und schaute Tanith auffordernd an. »Sollen wir?«

»Ja.«

Beide Frauen standen auf. Tanith legte einen Arm um die Schultern des Mediums und führte es aus der Küche in das Arbeitszimmer der Astrologin. Viele Menschen glauben, dass das Arbeitszimmer einer Wahrsagerin einer Hexenküche gleicht. Bei einigen mag das ja zutreffen, nicht so bei Tanith. Dieses Zimmer war fast nüchtern eingerichtet und praktisch in zwei Hälften unterteilt. In einer, rechts von der Tür aus gesehen, stand ein alter, wertvoller Schreibtisch. In der Ecke daneben, wo sich auch das Fenster befand, es war in einen kleinen, ausgebauten Erker hineingepasst, standen zwei Sessel und eine kleine Rundcouch. Der Tisch zwischen ihnen war aus Metall und hatte eine Schieferplatte.

Die andere Hälfte des Zimmers lag ein wenig im Halbdunkel. Die Lampen gaben nur soviel Licht, wie eben nötig war. Sie ließen auch den runden Meditationstisch und die mit dunklem Stoff bezogene Couch aus, so dass niemand geblendet werden konnte, der am Tisch saß oder auf der Couch lag.

Neben der Couch stand ein Produkt der modernen Elektronik. Eine sehr teure Anlage, deren Turm durch das hochkant gestellte Tonband seinen Abschluss fand. Auf diesen Bändern nahm die Astrologin jedes Gespräch auf, falls sich ihr Kunde nicht eindeutig dagegen aussprach. Vor einer halben Stunde noch hatte sie ein neues Band aufgelegt, so dass sie das Gespräch mit ihrem Medium aufzeichnen konnte.

Neben der Anlage bedeckten Regale die Wand. Sie waren vollgestopft mit Büchern, meist Fachliteratur. Es waren alte Werke darunter. Tanith hatte sie nur unter großen Schwierigkeiten erworben, denn Bücher des Spätmittelalters gab es so gut wie nicht mehr zu kaufen, auch wenn man horrende Summen dafür bot.

Gerade diese Literatur hatte es Tanith angetan. Was die Menschen damals schon alles gewusst hatten, war phänomenal. Und sie hatten Erklärungen für Phänomene gefunden, nach denen die moderne Wissenschaft heute vergeblich sucht. Nostradamus Weissagungen waren nicht zahlreiche von ihnen eingetroffen? Hatte dieser große Mann des Mittelalters mit seinen Worten nicht Ereignisse beschrieben,

die die Menschen der Gegenwart direkt betreffen? Auch hatte er den Untergang des Abendlandes vorausgesagt. In einigen Jahren sollte er stattfinden.

Tanith dachte mit Schrecken daran, was sich im Reich der Dämonen abspielte. Welche Umstürze und Umstrukturierungen es dort gab, all dies deutete auf eine schreckliche Veränderung hin, die auch den Untergang des Abendlandes herbeiführen konnte. Ihr Blick traf das Gesicht des Mediums. Es war möglich, dass Tanith in den nächsten Stunden mehr erfuhr. Vielleicht auch etwas über die Weissagungen eines Nostradamus, denn Lucille war wandelbar. Sie konnte wirklich Dinge sehen, die anderen verschlossen blieben.

Die Wahrsagerin war nicht ohne Grund an das hohe Bücherregal getreten. Sie holte etwas hervor, das auch an die Zeit aus dem Mittelalter erinnerte. Eine Kristallkugel. Sie stand auf einem schwarzen Ständer. Zwei geöffnete Hände waren nach außen gebogen und umfassten das Unterteil der Kugel. Die Kugel selbst schimmerte weißrot. Das Glas bestand aus winzigen wabenförmigen Mustern, und wenn Licht auf die Kugel fiel, wurde es gebrochen und erzeugte ein geheimnisvolles Bild, das aus der Jenseitswelt in die Kugel projiziert wurde. Manchmal verzerrt, dann wieder klar und scharf. Mit beiden Händen umfasste die Wahrsagerin die Kugel und stellte sie auf den Tisch.

Lucille lag bereits rücklings auf der Couch. Sie hielt die Augen halb geschlossen, ihr Gesicht hatte weichere Formen angenommen, ein Zeichen, dass sie sich konzentrierte. Die Astrologin kannte ihre Medien genau. Sie wusste auch, dass Lucille nicht gestört werden durfte. Selbst das Ticken der alten Wanduhr störte sie, deshalb stellte Tanith die Uhr ab.

Dann setzte sie sich an den Tisch. Und zwar so, dass sie ihr Medium anschauen konnte. Tanith schaute über die runde schwarze Platte hinweg und blickte in das Gesicht ihres Mediums.

»Wie fühlst du dich, Lucille?«

»Gut.«

»Können wir beginnen?«

»Ja.«

Tief atmete Tanith durch. Auch sie war innerlich erregt, und es gelang ihr nicht, diese Nervosität abzuschütteln. So etwas geschah höchst selten. Sie schüttelte sich, als würde ein Schauer über ihren Rücken rieseln. Instinktiv ahnte die Frau, dass etwas Großes, aber auch Unheimliches bevorstand. Und eine innere Stimme sagte ihr, die Finger davon zu lassen. Sie sollte die Geister nicht wecken, die im Verborgenen lauerten. Andererseits wollte sie es endlich wissen, und sie begann mit der Seance…

***

Lange war ich nicht weggetreten, aber das Erwachen war ebenso schlimm, als hätte ich mich für einen halben Tag im Reich der Träume befunden.

Als ich die Augen aufschlug, da dröhnte etwas in meinen Ohren. Ein rhythmisches Hacken, das jedoch verstummte, weil ich mich zur Seite bewegt hatte.

Eine Frauenstimme kreischte: »Da, sieh doch, Charles! Dieser Kerl. Er liegt da.«

Charles lachte hart. »Wahrscheinlich betrunken.«

»Widerlich, diese Penner.«

»Dabei sieht er gar nicht so aus.«

»Komm, Charles, das hört sich ja an, als hättest du Mitleid mit dem Kerl.«

»Naja, ich…«

»Denkst wohl daran, wie du mal so gelegen hast!«

»Habe ich nie, Maggie. Ich habe mir wohl mal einen gegönnt, aber ich bin immer noch auf meinen eigenen Füßen nach Hause gekommen. Aufgelesen hat mich nämlich noch niemand.«

»Dann bleib nicht länger stehen.«

»Okay.« Wieder die Schritte. Diesmal hastiger, als sie sich entfernten. Dann schlug eine Tür zu, und ich hatte Ruhe.

Wie eine gewaltige Wurst sah der Reifen neben mir aus. Ich lag so nahe bei ihm, dass ich genau das Profil erkennen konnte, und irgendwie hatte ich das Gefühl, dass der Reifen zu meinem Bentley gehörte. Ich bewegte mich ein wenig zur Seite, wobei es in meinem Schädel anfing zu hämmern, sah die Stoßstange, streckte den Arm aus, hielt mich an ihr fest und quälte mich auf die Beine. Der erste Versuch ging in die Hose. Ich fiel wieder zurück und landete hart auf beiden Kniescheiben. Dann versuchte ich es ein zweites Mal. Jetzt klappte es besser. Allerdings stand ich wie das berühmte schwankende Rohr im Wind, musste mich abstützen, beugte meinen Kopf nach vorn und schaute auf die Motorhaube des Silbergrauen.

Mir war übel, unter meiner Schädeldecke veranstalteten kleine Teufel ein Feuerwerk, und sogar in meinen Ohren schmerzte es. Ich biss die Zähne zusammen und hatte plötzlich auf die Schläger einen unheimlichen Zorn.

Wenn ich die zwischen die Finger kriegte, würden sie erst einmal hinter Gittern landen. Aber warum hatten sie mich angegriffen? Das war die Frage. Wollten sie mich nur ausrauben, oder bezweckten sie etwas anderes damit? Ausrauben, das war es! Wahrscheinlich hatte ich es mit Straßenräubern zu tun gehabt, die scharf auf ein paar Pfund gewesen waren.

Mit der linken Hand stützte ich mich weiter ab, mit der rechten fühlte ich nach meiner Brieftasche. Sie war weg! Wie hätte es auch

anders sein können. Ebenso war meine Beretta verschwunden und auch die Geldbörse. Nur das Kreuz hatten sie mir gelassen.

Ich fluchte. Hin und wieder unterbrochen von den bohrenden Kopfschmerzen. Dabei fühlte ich mich nicht in der Lage, allein in die Wohnung hochzufahren. Ich wollte mich erst ein wenig ausruhen. Und das konnte ich am besten in meinem Wagen.

Vorsichtig setzte ich einen Fuß vor den anderen. Es war schwer für mich, das Gleichgewicht zu behalten. Ohne mich abzustützen, schaffte ich es wirklich nicht. An der Regenrinne des Daches hielt ich mich fest und suchte nach den Autoschlüsseln. Auch sie waren verschwunden. Jetzt konnte ich mich nicht einmal mehr in den Wagen setzen. Meine Wut wurde noch größer. Ich glitt einen Schritt vor und stieß mit der rechten Schuhspitze gegen einen auf dem Boden liegenden Gegenstand. Sofort hielt ich inne, denn ich hatte ein Geräusch vernommen, das an ein leichtes Klirren erinnerte.

Als ich unter großen Mühen den Kopf senkte, sah ich auch, wogegen ich gestoßen war. Vor mir lag mein Schlüsselbund. Und nicht nur er. Auch meine Brieftasche fand ich wieder und die Geldbörse. Sie waren zum Glück nicht unter den Wagen gefallen, als sie vom Schlüsselbund weggestoßen worden waren. Aber ich musste mich bücken. Eigentlich ein Klacks. In meinem Zustand jedoch glich es einem kleinen Horrortrip.

Fest musste ich die Zähne zusammenbeißen. Mehrmals hatte ich Mühe, das aufkommende Schwindelgefühl zurückzudrängen, und als ich die persönlichen Dinge schließlich in den Händen hielt, da war ich wirklich ziemlich geschafft.

Meine zitternden Finger konnten den Wagenschlüssel kaum halten, als ich die Tür aufschloss. Wie ein alter Mann, der sich kaum bewegen kann, ließ ich mich in den Sitz fallen. Geldbörse und Brieftasche lagen in meinem Schoß. Ich schaute nach. Zwei Schilling hatte man mir noch gelassen. Ein verdammter Hohn. Ungefähr 22 Pfund waren weg, dagegen hatten sich die Räuber nicht für meine Papiere interessiert.

Obwohl sie auf dem Schwarzmarkt damit auch einiges hätten verdienen können. Mehr, als sie mir abgenommen hatten. Wahrscheinlich dachten sie nicht soweit. Ich steckte beides ein.

Die Tür hatte ich offengelassen.

So weit es ging, lehnte ich mich in den Sitz zurück und lag mit dem Hinterkopf an der Stütze. Erst einmal atmete ich tief durch. Das tat wirklich gut. Ich merkte, wie sich mein Kreislauf stabilisierte und es mir besser ging. Ich hob den rechten Arm und fühlte dort nach, wo mich der Hieb getroffen hatte.

Eine Beule zierte meine Stirn. Der Pistolengriff hatte exakt die Stelle zwischen den Augen markiert. Wahrscheinlich würde mir ein Horn wachsen, so dass ich zum Gespött der anderen Kollegen wurde. Der

Polizeibeamte in mir meldete sich. Immer wieder überlegte ich, ob diese Typen wirklich nur einen Überfall auf mich vorgehabt hatten oder ob etwas anderes dahintersteckte. Die zweite Möglichkeit war auf keinen Fall auszuschließen, denn ich hatte Gegner genug.

Die Dämonen schickten zumeist ihre eigenen Geschöpfe, um mich zu attackieren.

Wenn Gangster oder Straßenräuber auftraten, war meist ein anderer im Spiel. Logan Costello! Er gehörte ebenfalls zu meinen Feinden. Nicht erst einmal hatte er seine Leute losgeschickt, um mich zu überfallen, doch das waren immer härtere Kaliber gewesen als die drei in der Tiefgarage. Denn die anderen schossen zuerst, danach stellten sie die Fragen, die sie sich meistens sparen konnten.

Ein Geräusch schreckte mich aus meinen Gedanken hoch. Es war außerhalb des Wagens aufgeklungen, und es hörte sich an, als würde jemand im Hintergrund schmatzen oder schlürfen. Ich wurde vorsichtig. Zuerst ein Blick in den Rückspiegel. Ich sah wohl einige abgestellte Wagen, zwei Säulen und Gangausschnitte, aber keinen Gegner, der sich an meinen Wagen heranschleichen wollte. Im Innenspiegel bot sich das gleiche Bild. Trotzdem war ich sicher, mich nicht getäuscht zu haben. Da schlich irgendetwas heran und kam immer näher, denn jetzt waren die seltsamen Geräusche abermals zu hören. Mein Herz schlug schneller.

Ich verfluchte den Umstand, dass die Kerle meine Beretta an sich genommen hatten. Nun war ich so gut wie waffenlos bis auf das Kreuz natürlich. Wenn es kein dämonisches Wesen war, das sich meinem Wagen näherte, dann sah es übel aus, denn mit dem Kreuz konnte ich gegen einen normalen Menschen überhaupt nichts ausrichten.

Ich runzelte die Stirn, als sich das Geräusch wiederholte. Es war mir nicht fremd, denn in der letzten Zeit hatte ich es des Öfteren vernommen. So hörten sich Ghouls an, wenn sie auf Beutezug waren. Sollte hier unten wirklich ein Ghoul lauern? Auszuschließen war so etwas nie. Da konnte mir jemand eine geschickte Falle gestellt haben, mich erst kampfunfähig zu schlagen, um danach den Ghoul zu schicken. Ich dachte an meine Ersatz Beretta, die im Handschuhfach lag, und wollte mich gerade vorbeugen, als mir der Geruch in die Nase drang.

Leichengestank! Widerlich zu riechen. Er trieb in den Wagen hinein. Diesmal irrte ich mich nicht. Es war tatsächlich ein Ghoul, der sich meinem Wagen näherte. Oder zumindest ein mit ihm verwandter Dämon. Ich duckte mich zusammen und stieß die Tür noch weiter auf. Im Wagen sitzenzubleiben war zu gefährlich. Ich musste raus, wenn ich meinen Gegner stellen wollte. Nur so hatte ich eine reelle Chance. Ich schwang beide Beine herum. Gleichzeitig streifte ich die Kette, an der das Kreuz hing, über meinen Kopf. Jetzt hielt ich eine sehr starke

Waffe in der Hand. Ihr hatte der Ghoul nichts entgegenzusetzen.

Mit beiden Füßen berührte ich den Boden. In meinem Schädel begann wieder das Stechen. Ich riss mich zusammen, darum konnte ich mich einfach nicht kümmern. Kaum stand ich neben dem Bentley, als ich ihn schon sah. Der Ghoul befand sich links von mir, sogar offen in dem langen Mittelgang. Es machte ihm nichts aus, ob er nun gesehen wurde oder nicht. Der hatte wirklich Nerven. Dann traf mich der Schreck. In meinem Leben hatte ich viele Ghouls gesehen. Ich kannte ihre Gestalten, sie waren mal teigig, mal halbflüssig, mal plump und auch wie Menschen anzusehen. Dieser jedoch übertraf alle. Vor mir sah ich eine große schleimige Kugel. Ungefähr doppelt so groß wie ein Fußball. Die Kugel schimmerte bräunlichgrün, und mit Bestimmtheit konnte ich sagen, dass es kein Ghoul im eigentlichen Sinne war, sondern mehr ein Mittelding zwischen Ghoul und Monster, denn als sich die Kugel bewegte, da klappte ein Maul auf. Und was für eins. Es war so groß wie die Gestalt selbst. Dementsprechend wirkte das Gebiss. Dieses widerliche, runde, schleimige Ding bestand fast nur aus Zähnen. Ekelerregend…

Und es kam näher. Es wollte mich erledigen. Ich ging auf noch ziemlich wackligen Beinen um den Wagen herum, bis ich vor der Kühlerschnauze stand und schräg auf den Ghoul hinabschauen konnte. In der rechten Hand hielt ich die Kette. An ihrem Ende baumelte das Kreuz, und ich ließ es hin und herpendeln, so dass der Ghoul es sehen musste. Augen hatte das Wesen. Hellgraue Knöpfe in der schleimigen Masse. Sie bewegten sich mal nach rechts, dann wieder nach links. Dabei rollten sie noch, quollen hervor, wichen danach wieder zurück und hielten mich unter Beobachtung.

Weit klappte der Ghoul seine beiden Kiefer auseinander. Wieder sah ich die Zähne. Er bewegte sich auch noch mehr auf mich zu, und ich ließ ihn kommen. Ich wollte ihn so weit haben, dass ich mein Kreuz in sein grässliches Maul stoßen konnte. Er kam, er tat mir den Gefallen. Die Schmerzen in meinem eigenen Kopf spürte ich überhaupt nicht mehr, ich hatte nur Augen für den Ghoul und konzentrierte mich auf ihn. Jetzt befand er sich so dicht vor mir, dass er schon meine Fußspitzen berührte. Ich senkte den rechten Arm. Schnell führte ich die Bewegung durch, damit dieses kugelige, widerliche Wesen nicht schon sein Maul zuklappen konnte. Ich hatte Glück. Das Kreuz verschwand im Rachen dieses Horrorwesens und bohrte sich tief in sein Fleisch. Das war's also.

Eine Sekunde verging, eine zweite, auch eine dritte. In meinem Gehirn schien etwas ausgerastet zu sein, denn ich begriff erst gar nicht, was da passiert war. Das Wesen lebte noch. Und es gab ein hässliches Geräusch von sich, das mich an ein sattes Schmatzen erinnerte. Langsam schloss sich sein Maul. In einer reaktionsschnellen

Bewegung zog ich mein Kreuz hervor, schaute es für einen Moment an, und erst jetzt traf mich die Erkenntnis wie ein Blitzstrahl. Das Kreuz hatte nicht reagiert!

***

Das Schweigen lastete wie eine Wand zwischen den beiden Frauen. Lucille, dem Medium, und der Astrologin musste es gelingen, eine Einheit zu schaffen. Sie mussten verschmelzen. Die eine sollte die Gedanken der anderen erfassen können. Auch Tanith hielt die Augen geschlossen. Ihre Hände umkrampften die Kugel. Die Wahrsagerin konzentrierte sich jetzt nur noch auf ihr Medium, als wollte sie dessen Seele erforschen. Und sie spürte es. Da war etwas im Zimmer. Physisch nicht sichtbar, nicht zu erfassen, aber es lebte und existierte.

Ein Wesen, ein Geist, der sich vortastete und versuchte, die Dimensionen zu überbrücken, um in die anderen, geheimnisvollen Länder zu gelangen. Wenn er es schaffte und von dort Eindrücke mitbrachte, dann wurden diese in der geheimnisvollen Kugel sichtbar, denn die Kugel und auch Tanith waren das Band, das Lucille hielt. Noch war es ruhig. Nur der Atem des Mediums durchdrang die Stille. Tanith warf einen Blick über die Kugel in das Gesicht der blonden Lucille. Ihr Medium lag ruhig da. Es war nicht innerlich erregt, sondern schien nur zu schlafen, und zwar mit offenem Mund, denn wie Lucille immer behauptete, stieg ihre Seele aus dem Mund hinaus ins Freie, ohne dass andere sie dazu aufforderten. Tanith hatte dies auch nicht getan, sie ließ Lucille gewähren. Sie gab ihr Zeit, bevor sie das Mädchen ansprach.

»Lucille, hörst du mich?«

»Ja.« Die Lippen bewegten sich kaum bei dieser Antwort.

»Wie geht es dir?«

»Es geht mir gut.«

»Was siehst du?«

Obwohl Lucille die Augen geschlossen hielt, gab sie an, was sie sah. »Das Zimmer hier. Ich sehe mich, ich sehe dich. Ich sehe die Kugel und deine Hände, die Möbel, die Bücher, die Fenster und die Tische. Alles, alles sehe ich, wirklich…«

»Reicht es dir, was du siehst, Lucille?«

»Nein.«

»Möchtest du mehr sehen?«

»Gern.«

»Dann verlasse das Zimmer.«

»Aber wo soll ich hin?«

Tanith warf einen knappen Blick auf die sich drehenden Tonbandspulen.

»Vielleicht dorthin, wo die Geister leben. Dein Geist hat doch den

Körper verlassen oder?«

»Ja.«

»Dann flieg dorthin. Überwinde die Dimensionen. Geh ein in das andere Reich und sage mir, was du alles siehst. Bitte…«

»Ich ich kann nicht.«

Nach diesen Worten zeigte das Medium zum ersten Mal eine Reaktion. Lucille öffnete den Mund. Selbst bei diesen schlechten Lichtverhältnissen erkannte Tanith den Schweißfilm auf ihrer Stirn. Die Haut glänzte feucht, auch auf der Oberlippe lagen winzige Perlen. Schwer sog sie den Atem in die Lungen. Sie zitterte dabei, ein Zeichen, dass die Seance sehr an ihren Kräften zehrte.

Tanith ließ sie einige Zeit in Ruhe. Sie kannte das Spiel. Ihr Medium würde sich gleich wieder erholen. In der Tat atmete Lucille schon bald ruhiger und gleichmäßiger. Den ersten Ansturm der fremden Magie hatte sie abgeblockt und verkraftet.

»Wie fühlst du dich?« erkundigte sich die Astrologin nach einer Weile.

»Es geht.«

»Ist dein Geist noch immer draußen.«

»Ja, er kreist im Zimmer, aber er will wieder zurück. Das spüre ich deutlich. Ich will ihn daran hindern, ich will ihn lenken…«

»Warum möchte er zurückkehren?«

»Weil weil er Angst hat. Die anderen Welten, sie sind viel zu schlimm und schrecklich.«

»Woher weiß er das? Hat er sie denn gesehen?«

»Nein, das nicht, aber er hat es gefühlt. Ja, ganz deutlich hat er es gefühlt, wirklich…«

»Das verstehe ich nicht. Wie kann er nicht sehen und doch fühlen?«

»Die Ausstrahlung ist einfach zu stark. Ich komme nicht dagegen an. Das andere wehrt sich…«

Tanith, die Astrologin, wusste genau, dass ihr das Medium nichts vorspielte. Wenn Lucille so redete, befand sie sich wirklich in einer misslichen Situation. Dann war die Gefahr groß. Tanith hatte solche Experimente oft unterbrochen, und sie spielte auch diesmal mit dem Gedanken einer Unterbrechung, dann aber dachte sie daran, was alles auf dem Spiel stand.

Sie erinnerte sich an die schrecklichen Voraussagen des Nostradamus, die in einigen Jahren eintreffen würden, und sie wollte darüber mehr in Erfahrung bringen. Aber setzte sie damit nicht das Leben des Mediums aufs Spiel? Würden die anderen Kräfte so stark sein und das Leben, Lucilles Leben zerstören? Es war die Frage, die Tanith quälte. Sie trieb ein Spiel mit dem Feuer. Ein Menschenleben war in Gefahr, wenn sie weitermachte. Dies hier war etwas anderes als die Erstellung eines Horoskops, und sie senkte den Blick, um in ihre

Kugel zu schauen. Zeigte sich vielleicht dort ein Bild? Konnte sie möglicherweise aus der Kugel einiges herauslesen?

Das Glas gab keine Antwort. Auch im Innern der Kugel zeigte sich nichts, sie blieb stumm. Wenn sie die Hände von der Kugel wegnahm, dann war die Verbindung zwischen ihr, der Kugel und dem Medium gerissen, denn die geheimnisvollen Kräfte wirkten dann nicht mehr. Noch zögerte sie. Sie stand dicht vor der Schwelle zum Wissen. Tanith ahnte, dass der Geist des Mediums in Dimensionen eindrang, die nie eines Menschen Auge gesehen hatte. Da musste was geschehen.

»Tanith!« Es war ein leiser Schrei, den Lucille ausstieß, und die Wahrsagerin erschrak.

»Was hast du?«

»Verbindung, Tanith. Ich habe Verbindung. Wirklich. Ich sehe es wieder.«

Plötzlich war die Spannung zurückgekehrt.

»Was siehst du wieder, kleine Lucille?«

»Die Welt, die andere Welt! Meine Güte…«

Sie musste etwas Schreckliches sehen, das merkte Tanith sofort. Unruhe entstand, als sich das Medium nicht mehr halten konnte und sich von einer Seite auf die andere warf. Lucilles Gesicht war blass geworden, durchscheinend, und Tanith glaubte, sogar die Knochen unter der Haut erkennen zu können. Sollte sie jetzt abbrechen? Ja, sie musste es tun. Sie konnte dem Medium nicht noch mehr zumuten.

Tanith wollte ihre Hände von der Kugel lösen, als sie das Bild sah. Es war eine schreckliche Vision, und sie schwamm im Innern der geheimnisvollen Kugel wie in einem Meer. Noch nie in ihrem Leben hatte die Astrologin so etwas gesehen. Sie sah das Höllentor!

***

Wahnsinn! schrie es in mir. Das gibt es nicht! Das Kreuz muss doch reagieren! Das Wesen hätte die Kraft des Lichts spüren und zerplatzen müssen. Das war nicht geschehen. Nach wie vor befand es sich am Boden und hatte sogar das Maul aufgerissen, wobei es mir seine grässlichen Reißzähne zeigte. Sie würden zupacken sie packten zu! Ich war noch immer in Gedanken und dachte darüber nach, aus welchem Grunde mich das Kreuz im Stich gelassen hatte, deshalb reagierte ich nicht so schnell wie sonst. Gierige Zähne verhakten sich in meinem Hosenbein, zerrten daran und bissen sich durch.

Wütend und hasserfüllt drosch ich mit der rechten Hand zu. Ich hielt darin mein Kreuz und hämmerte den geweihten Talisman in die weiche Masse. Fast verschwand meine Hand darin, und ich hoffte noch darauf, dass mein Kreuz reagieren würde. Es blieb stumm. Stattdessen reagierte das dämonische Wesen. Er ließ meine Hose los und riss abermals sein Maul auf, um die Zähne mit einem schnellen

Biss in meine Waden zu schlagen.

Diesmal allerdings reagierte ich richtig. Mit einem heftigen Satz sprang ich zurück, so dass mich die Zähne dieses dämonischen Widerlings verfehlten. Sie klackten aufeinander. Das Geräusch hörte sich an, als würden Knochen gegeneinander geschlagen.

Ich holte tief Luft. Mein Blick zuckte von einer Seite zur anderen. Da stand der Bentley! In seinem Kofferraum lag mein Einsatzkoffer. An ihn konnte ich nicht heran, denn das Schleimwesen griff erneut an. Und diesmal hatte es sich etwas Neues einfallen lassen. Bevor ich mich versah, wuchtete es seinen runden Körper in die Höhe. Jetzt wirkte es auf mich wie eine gefährliche Kanonenkugel. In Gesichtshöhe blieb es für einen Moment stehen, dann erschien es riesengroß vor meinen Augen.

Bei normaler Konstitution und Reaktion wäre es keine Schwierigkeit gewesen, diesem dämonischen Ball auszuweichen. Ein Sprung zur Seite hätte genügt. Aber ich war durch den gemeinen Schlag gegen die Stirn zu sehr gehandikapt, und meine Reaktionszeit war doppelt so lang wie normal. Als Schutz riss ich noch die Arme in die Höhe, dann warf ich mich zu Boden und spürte im Fall den Schmerz an meinem rechten Handgelenk, wo mich die verdammten Zähne getroffen hatten. Sie waren durch den Stoff gedrungen, hatten ihren Weg zur Haut gefunden und diese aufgerissen.

Ich schlug auf. Am liebsten hätte ich geschrien, denn der Schmerz zuckte bös durch meinen Schädel. Sterne platzten vor meinen Augen auf, die sich in rote Kreise verwandelten. Mein Kopf schien zerspringen zu wollen, doch trotz dieser Widrigkeiten sagte mir mein Selbsterhaltungstrieb, dass ich nicht auf dem Boden liegenbleiben durfte. Dieses unheimliche Wesen würde mich zerreißen.

Ich rollte mich um meine eigene Achse, zog den linken Arm an und stützte mich auf. Zwei Dinge nahm ich wahr. Das Wesen stand in der Luft und drehte sich wie ein Kreisel. Dabei lösten sich Tropfen von der widerlichen schleimigen Kugel, und sie spritzten wie ein Regen durch die Garage. Wo sie aufprallten, zerplatzten sie und bildeten weitere kleine Tropfen, die zusammenliefen und zu Lachen wurden.

Dann hörte ich, dass ein Wagen in die Garage fuhr. Mein Herz schlug plötzlich schneller. Innerhalb des Autos saßen Unschuldige, und durften auf keinen Fall dem Ungeheuer in die Quere gelangen.

Scheinwerferlanzen wischten geisterhaft über die Wände und glitten an den abgestellten Wagen entlang. Ich hatte hinter einer der tragenden Säulen Deckung gefunden und wartete zitternd ab, was wohl geschehen würde. Der Wagen kam zwar näher, dann bog er jedoch ab und wurde auf einen Abstellplatz irgendwo weiter hinten gelenkt.

Ich atmete auf. Jetzt konnte ich mich wieder auf meinen Gegner mit

dem übergroßen Maul konzentrieren. Noch hielt er sich zurück. Ich sah ihn auch nicht mehr. Er musste die Zeit der Ablenkung genutzt und sich verkrochen haben. Nervös fuhr meine Zungenspitze über die Lippen. Die Gefährlichkeit dieses seltsamen Dämons war nicht zu unterschätzen, und ich hatte keine Waffe zur Verfügung. An meine Ersatz Beretta im Bentley traute ich mich nicht heran. Ich musste erst herausfinden, wo sich mein Gegner aufhielt.

Eine Wagentür schlug. Das dumpfe Geräusch hallte durch das unterirdische Parkdeck. Ich warf einen schnellen Blick dorthin, wo sich der Lift befand. Ein Mann ging auf die Tür zu. Er schaute sich nicht um, sondern verschwand im Aufzug.

Ich hatte mich vorhin aufgerichtet. Jetzt ließ ich mich auf Hände und Füße nieder. Als ich dabei den Kopf vorbeugte, spürte ich wieder die bohrenden Schmerzen. Den Schlag hatte ich noch lange nicht verdaut. Aber ich wollte in dieser Haltung bleiben, denn ich hatte das Gefühl, als hätte sich mein Gegner irgendwo am Boden versteckt. Möglichkeiten, sich zu verbergen, gab es genug. Wenn ich den Kopf schief legte, konnte ich unter die Wagen schauen. Der runde Dämonenkopf war nicht zu sehen. Verdammt, wo steckte er denn?

Sosehr ich mich auch anstrengte, ich bekam ihn nicht zu Gesicht.

Inzwischen fuhren mehrere Wagen in die Tiefgarage. Einer stoppte auch in meiner Nähe. Die Rückenmuskeln zogen sich bei mir zusammen, ich hatte Angst, dass etwas passierte, doch dieses Gefühl konnte ich vergessen. Nichts geschah es blieb alles ruhig. Sollte sich der seltsame Dämon verzogen haben? Das konnte mir kaum glauben, nein, das war nicht möglich. Ich hätte es gesehen, er musste noch da sein, und er musste ein so gutes Versteck gefunden haben, dass ich ihn auch bei genauerem Suchen nicht entdecken konnte.

Ich geriet in die Nähe meines Wagens und dachte an die zweite Beretta. Silberkugeln würden den seltsamen Kugeldämon schon vernichten. Mit ein paar Schritten erreichte ich den Wagen. Noch einmal schaute ich mich um. Mein Blick glitt über die Autodächer, da war von dem Kugeldämon nichts zu sehen. Vielleicht war er wirklich verschwunden. Offen stand nur die rechte Fahrertür. Um an das Handschuhfach heranzukommen, musste ich mich in den Wagen beugen.

Ich duckte mich und tauchte dann in das Innere meines Bentleys. Jedes Auto hat eigentlich einen typischen Geruch. So auch mein Bentley. In ihm roch es immer ein wenig nach den Ledersitzen und auch nach kaltem Rauch. Aber nach Verwesung stank es nie. Deshalb zuckte ich sofort zurück, als mir der Geruch in die Nase wehte. Dann sah ich ihn. Auf dem Rücksitz hatte der Dämon gelauert. Er schnellte in die Höhe, und hätte ich mich weiter in den Wagen gebeugt, dann hätte er mich eiskalt gepackt. So aber gelang es mir, zurückzuzucken

und im letzten Augenblick den Wagen zu verlassen. Ich hörte noch, wie die Zähne aufeinander klackten, dann stand ich draußen.

Der Kopf veränderte seine kugelige Gestalt, wurde flacher und wischte zwischen Kopfstütze und Decke auf den Vordersitz des Wagens, um sofort den Weg zum Ausgang zu suchen. Ich lief zurück, denn zwischen den abgestellten Wagen hatte ich nicht genügend Bewegungsfreiheit.

Jetzt begann dieses verdammte Spiel wieder von vorn. Wenn ich doch nur irgendeine Waffe gehabt hätte, mit der ich den Kugeldämon hätte abwehren können. So blieben mir noch meine Hände. Mein Gegner ließ mir keine Zeit, an den Kofferraum oder das Handschuhfach zu gelangen.

Ich lief wieder auf die Säule zu. Es war die einzige Möglichkeit, sich zu verstecken. Er würde auch dort versuchen, mich zu fassen, aber wenn ich schnell genug war, konnte ich immer die Säule zwischen uns bringen. Und dann sah ich nicht weit von der Säule entfernt etwas auf dem Boden liegen. Es war eine kantige Holzstange. Sie erschien mir ziemlich schwer. Jemand hatte sie wohl dort hingelegt, um damit die Räder seines Wagens zu blockieren. Die Stange schickte mir der Himmel. Bevor mich der Kugeldämon erreicht hatte, lag sie schon in meinen Händen. Sie war wirklich schwer und deshalb auch unhandlich, aber damit konnte ich mir den Gegner vielleicht für einige Zeit vom Hals halten.

Er kam. Kniehoch schwebte er über dem Boden, und er kümmerte sich auch nicht darum, dass ich jetzt bewaffnet war. Er schien sich seiner Stärke bewusst zu sein, bis ihn der erste Schlag traf. Ich hatte gut gezielt, und die Stange klatschte gegen den Schädel. Es war ein wuchtiger Hieb. Er schleuderte den Kopf zur Seite, und einige Tropfen lösten sich aus dem Gebilde. Auf dem schmutzigen Garagenboden überrollte er sich. Es war allerdings zu früh, einen Jubelschrei auszustoßen, denn er war sofort wieder hoch und startete einen erneuten Angriff.

Als er sich in der Bewegung befand, hörte ich ein dröhnendes Geräusch. Das war kein Wagen, der da in die Tiefgarage fuhr, sondern ein Motorrad. Ich erkannte die Maschine am Klang. Eine Harley Davidson. Suko fuhr diese Maschine. Endlich. Innerlich musste ich grinsen, obwohl ich mich noch immer in Gefahr befand.

Der Chinese stellte sein Motorrad immer neben meinem Bentley ab. Er würde kommen, das war sicher. Von den kahlen Wänden wurde das Echo der heranfahrenden Maschine zurückgeworfen, und ich musste mich wieder auf meinen Gegner konzentrieren.

Abermals griff er an. Diesmal im Zickzack. Er schoss einmal hoch, war wieder unten und sprang wie ein Ball. Dabei hatte er das Maul aufgerissen, ich sah seine Reißzähne, schlug zu und verfehlte ihn.

Durch den ersten Treffer gewarnt, war er einfach zu schnell geworden. Mir nutzte die Stange nichts mehr. Ich schleuderte sie zur Seite, und erwischte ihn, als er auf dem untersten Punkt der Zickzackkurve angelangt war, mit einem Tritt. Der schleuderte ihn erst einmal zur Seite. Für Sekunden hatte ich Luft.

Ein Lichtstrahl stach in den Gang. Suko hatte die Abfahrt hinter sich gelassen und nahm Kurs auf seine Parktasche. Meine Entscheidung hatte ich längst getroffen. Mit rudernden Armen rannte ich Suko entgegen, der mich in dem breiten Gang nicht übersehen konnte. Der Chinese stoppte.

»John!« hörte ich seinen Ruf.

»Gib mir deine Beretta!« brüllte ich.

Das Licht erlosch. Suko zögerte keine Sekunde. Er stellte keine Fragen, sondern riss den Reißverschluss seiner schweren Lederjacke auf und hielt die Beretta schon in der Hand. Sein Arm vollführte eine Halbkreisbewegung, er öffnete die Hand und ließ die Pistole los. Im Bogen flog sie auf mich zu. Ich stieß meinen rechten Arm vor und fing die Pistole auf. So etwas hatten wir eingeübt, das konnten wir praktisch im Schlaf.

Als die Waffe in meiner rechten Hand lag, durchströmte mich ein gutes Gefühl. Auf der Stelle kreiselte ich herum, denn ich wollte den verfluchten Schädel vor mir haben. Das gelang mir auch. Er hatte die ungefähre Höhe beibehalten, ebenfalls seinen Kurs, aber er schien schon gemerkt zu haben, dass ich nun nicht mehr so völlig hilflos war wie zuvor. Der Kugeldämon stoppte und wollte nach links in den Spalt zwischen zwei abgestellten Wagen.

Ich feuerte zweimal. Fahle Mündungslichter vereinigten sich zu einer Flamme, so rasch hintereinander drückte ich ab. Beide Kugeln saßen. Eine fuhr in das offene Maul des Wesens, die andere dicht darüber in den restlichen Kopf.

Der Schädel wurde zerstört. Als hätte ihn der Schlag eines Hammers voll getroffen, so platzte der Kopf auseinander. Wie eine reife Melone sah er dabei aus, die irgendein Gegenstand zerhämmert hatte. Die höllischen Reste spritzten über den Boden. Schleim und Knorpel, und ich hörte eine gewaltige Stimme, die durch die Tiefgarage hallte und aus den Schädelresten drang.

»Das Tor zur Hölle, Sinclair! Das Tor zur Hölle! Du wirst es sehen. Es wird aufgestoßen!… aufgestoßen… aufgestoßen…«

So schwang das Echo nach, bis es einer nahezu bedrückenden Stille Platz machte…

***

Ich stand da und hatte den Arm mit der Waffe sinken lassen. Hinter mir bockte Suko die Maschine auf. Ich vernahm die typischen

Geräusche und dann seine Schritte, als er näher kam.
»John, was war los?« Ich hob die Schultern und schaute auf die Reste des gefährlichen Kugeldämons.
»Man wollte mich umbringen«, sagte ich leise.
»Der da?«
Suko deutete zu Boden.
»Ja.«
»Aber der war doch eine Kleinigkeit für dich! Ein Schuß aus der Waffe, und er war erledigt.«
»Nur hatte ich die nicht.«
»Du hast doch deine Beretta immer bei dir.«
»Ja, eigentlich schon, aber diesmal…« Ich hob die Schultern. »Komm, das erzähle ich dir oben.«
Ich holte meinen Einsatzkoffer aus dem Kofferraum und schloss den Wagen ab. Mit dem Lift zischten wir hoch. Erst jetzt fiel Suko auf, dass ich ziemlich lädiert aussah.
»Du bist ja verletzt!« rief er.
»Wo?«
»An der Stirn, da wächst dir ein Horn.«
»Das habe ich meinen Freunden zu verdanken.«
»Welchen?«
»Gleich, warte.«
Der Lift hielt. Türen schwangen auseinander, wir verließen ihn und sahen Shao, die vor der Wohnung mit Einkaufstüten in der Hand wartete.
»John, wo kommst du denn her?« fragte sie erstaunt, als wir auf sie zu schritten.
»Aus der Garage.«
»Und?«
»Lass ihn«, mischte sich Suko ein. Er merkte, dass es mir nicht besonders ging.
Ich schloss die Tür auf und betrat meine Wohnung. Shao und Suko folgten mir. Den Mantel hängte ich an die Garderobe. Er zeigte noch den Schmutz der Tiefgarage. Da war wieder eine Reinigung fällig. Der Besitzer des Geschäfts verdiente sich an mir eine goldene Nase.
»Kann ich was für dich tun?« fragte der Chinese.
»Ja, zwei Kopfschmerztabletten.«
»Ich hole sie«, sagte Shao schnell.
Ich warf mich in den Sessel im Wohnzimmer und stützte meinen Kopf in beide Hände. Ein paar Mal atmete ich tief durch und schloss die Augen. So blieb ich sitzen.
»Nun erzähl mal«, sagte der Chinese.
Ich berichtete in wenigen Worten von dem ersten Überfall, vom nicht Reagieren des Kreuzes und dem Auftauchen des gefährlichen

Kugeldämons. Einmal unterbrach ich die Erzählung nur, um die beiden Tabletten zu schlucken, die Shao gebracht hatte. Mit Wasser spülte ich nach. Meine beiden Freunde waren erstaunt.

»Das Kreuz hat nicht reagiert?« flüsterte Suko.

»Nein.«

»Aber wie ist das möglich?«

»Ich weiß es nicht.«

»Zeig doch mal.«

»Es steckt in der Manteltasche.«

Suko ging in die Diele und holte es. Als er zurückkam, hielt er das Kreuz auf seiner flachen Hand. Er schüttelte den Kopf.

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich auch nicht.«

Er gab es mir. Ich schaute mir das Kreuz an und auch die Kette. Ich sah das Erbe der Erzengel, das Allsehende Auge und all die anderen geheimnisvollen Zeichen. Wie oft hatte ich mich auf das Kreuz verlassen, wie oft hatte es mich aus lebensgefährlichen Situationen gerettet, und jetzt versagte es. Das musste einen Grund haben.

Meine Gedanken drehten sich im Kreis. Ich erlebte noch einmal die Szene, als ich mein Kreuz in die Hand nahm und damit gegen den Kugeldämon schlug. Er war nicht vergangen! Und das irritierte mich nicht nur, es hatte mir auch einen Schock versetzt. Je länger ich darüber nachdachte, umso stärker wurde mir bewusst, dass ich meine wertvollste Waffe verloren hatte. Ich war den Kräften aus dem Jenseits zwar nicht hilflos ausgeliefert, zumindest aber sehr geschwächt.

Noch waren es Gedanken, doch sie formierten sich zu regelrechten Szenen. Ich sah mich im Geiste schon Asmodina oder Tokata und Vampiro-del-mar gegenüberstehen ohne Kreuz. Sicher, gegen manche Dämonen war selbst das Kreuz zu schwach, aber in Verbindung mit den vier Erzengeln hatte es sich als Waffe mehr als einmal bewährt. Und jetzt? Es reagierte nicht mehr. Irgendetwas war geschehen, für das ich keine Erklärung hatte. Es musste passiert sein, als ich nicht dagewesen war. Aber verdammt noch mal, ich hatte mein Kreuz immer bei mir getragen. Ich legte es nicht einmal nachts im Bett ab. Und trotzdem war etwas mit ihm geschehen. Das ging über meinen Horizont. Wann hatte man das Kreuz manipuliert?

Suko ahnte, welche Gedanken hinter meiner Stirn abliefen. Deshalb fragte er: »John, denk nach. Wann hast du das Kreuz zum letzten Mal ohne Aufsicht gelassen?«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

Der Chinese hockte sich auf die Tischkante, während Shao im Hintergrund blieb und unserem Dialog lauschte.

»Und wie war es mit dem Überfall vorhin?«

»Du meinst die drei Schläger?«

»Genau.« Ich winkte ab. »Vergiß sie, Suko. Die haben nichts gerissen. Das waren normale Gangster, keine Dämonen. Die können ein uraltes, geweihtes Kreuz nicht manipulieren. Wirklich nicht. Nein, dahinter muss etwas anderes stecken.«

Wie in Trance fasste ich nach dem geweihten Kruzifix und nahm es in die Hand. Ich öffnete die Faust. Das Kreuz lag auf meinem Handteller. Es bedeckte ihn fast. Abermals schaute ich es mir genau an. Ja, das war es. Ein normales Kreuz ohne magische Kraft, ohne die Stärke, die ich von ihm gewohnt war.

Plötzlich stutzte ich. Dabei setzte ich mich aufrecht hin, denn mir war etwas aufgefallen.

»Was hast du?« fragte Suko.

Ich holte tief Luft und schluckte. »Suko«, flüsterte ich. »Das darf nicht wahr sein…«

»Was?« Ich schüttelte den Kopf. »Verdammt, Suko, die haben mich reingelegt. Sie haben es geschafft. Ich weiß jetzt, warum das Kreuz nicht reagierte. Es konnte gar nicht reagieren, weil es nicht das echte Kreuz ist. Verstehst du?«

Ich sprang auf und schleuderte das Kreuz zu Boden. »Es ist nicht das echte!« schrie ich. »Die Gegenseite hat mir ein anderes Kreuz untergejubelt.«

Schweigen! Sekundenlang. Niemand sprach, keiner konnte sprechen, denn was ich da behauptete, war eine Ungeheuerlichkeit. Aber eine Ungeheuerlichkeit, die stimmte. Das war nicht mein Kreuz, das da vor meinen Füßen lag. Suko brach das Schweigen. Gleichzeitig trat Shao näher. Auch sie schaute auf das Kruzifix.

»Woher weißt du, dass dies nicht dein Kreuz ist? Spürst du das?«

»Nein!« Ich schüttelte den Kopf.

»Spüren kann man das nicht. Wenigstens nicht so, wie du es meinst. Ich spüre es wohl anhand des Gewichtes. Das Kreuz hier auf dem Boden ist leichter als mein eigenes.« Ich schaute Suko und Shao an.

»Begreift ihr, es hat ein anderes Gewicht. Das wird euch vielleicht nicht auffallen, aber mir fällt es auf. Ich habe das Kreuz immer Tag und Nacht bei mir getragen und merke, wenn etwas nicht stimmt. Und hier stimmt einiges nicht. Ich habe es nicht sofort gespürt, doch je länger ich es in der Hand hielt, umso mehr war ich davon überzeugt. Man hat mir mein Originalkreuz weggenommen und mir dafür ein anderes angedreht. So ist es, Suko, und nicht anders. Darauf kannst du Gift nehmen.«

Es war eine lange Rede gewesen. Shao und Suko hatten schweigend zugehört. Jetzt nickten sie. Der Chinese schwieg, während Shao auf ihrer Unterlippe nagte. Nun ging den beiden auf, welch einen Schaden unsere Gegner dem gesamten Sinclair Team zugefügt hatten. Das war wirklich so ungeheuerlich, dass man es kaum auszusprechen wagte.

Ich ging zum Fenster und schaute hinaus. Es hatte angefangen zu schneien. Feine Körner rieselten aus den dicken, grauen Wolken. Der Schnee würde liegenbleiben. Ich sah ihn und sah ihn doch nicht. Mein Blick verlor sich irgendwo in der Ferne.

»Und jetzt?« fragte Shao.

Bevor Suko eine Antwort geben konnte, drehte ich mich um.

»Wir müssen es zurückholen.«

»Klar, John. Nur von wem?«

Ich atmete tief ein und stieß dann die Luft aus. »Die drei Straßenräuber haben mich nicht ohne Motiv niedergeschlagen. Sie hatten einen Auftrag, und den haben sie auch ausgeführt. Irgendjemand hat sie geschickt, um mir das nachgemachte Kreuz umzuhängen. Und zwar jemand, der mit den finsteren Mächten im Bunde steht, denn er hat noch diesen Dämon geschickt. Die Waffe nahm man mir ab, man ließ mir das Kreuz, und es reagierte nicht, der Kugeldämon hätte es fast zerrissen. Der Plan wäre beinahe aufgegangen.«

»Wer könnte dahinterstecken?«

Obwohl Suko die Antwort ebenso ahnte oder wusste wie ich, gab ich die Erwiderung auf seine Frage.

»Es kommt eigentlich nur Dr. Tod dafür in Frage. Er selbst wird es auch nicht getan haben, sondern über unseren speziellen Freund Logan Costello. Der hat schließlich die Möglichkeiten und auch die Leute, um so etwas in Gang zu setzen.«

Ich redete nicht gegen taube Ohren. Suko nickte. Shao stimmte ebenfalls zu. Sie hatte allerdings einen Einwand, an den wir auch dachten.

»Costello wird kaum etwas zu beweisen sein.«

»Leider«, erwiderte ich.

»Hast du die Kerle erkannt?« fragte mich Suko.

»Ja, zumindest einen. Er heißt Darling Roberts. Der dunkelhäutige Typ, der dabei war, wurde Jamie genannt.«

»Fahndung!«

»Und wie.«

Erst jetzt begann ich wieder zu denken. Normalerweise hätte ich sofort eine Fahndung angekurbelt, aber ich war zu geschockt und durcheinander gewesen. Ich eilte zum Telefon und rief Sir James Powell, meinen Chef, an. Er hörte zu und schnaufte dabei ein paar Mal. Ich merkte auch, wie er zum Sprechen ansetzte, doch er brachte kein Wort hervor, da ich schnell weiterredete. Schließlich schaffte er es, meinen Redefluss zu unterbrechen.

»Sind Sie wirklich sicher, dass man Ihnen ein anderes Kreuz untergeschoben hat?«

»Ja, Sir.«

»Ihr Verdacht richtet sich gegen Costello. Aber wir werden nichts unternehmen können, der hat sich abgesichert, gerade wenn es um so eine spektakuläre Aktion geht.«
»Das ist mir klar, Sir. Nur kenne ich die Namen von zwei Schlägern. Vielleicht ist es nicht zu spät. Wenn wir eine Großfahndung starten, dann müsste es unter Umständen klappen, dass sie uns in die Falle laufen.«
»Sie klammern sich an einen Strohhalm, John.«
»Was bleibt mir anderes übrig?«
»Stimmt auch wieder. Na denn, wir werden sehen, was wir tun können. Halten Sie auf jeden Fall die Ohren steif, und lassen Sie sich nicht einschüchtern.«
»Nein, Sir, bestimmt nicht. Ich hole mir das Kreuz wieder. Und wenn es sein muss, aus der Hölle!«
Sir James lachte.
»Ich dachte immer, die Hölle könnte Ihr Kreuz nicht vertragen?«
»Es war auch nur sinnbildlich gemeint.« Damit beendete ich unser Gespräch. Ich drehte mich um.
»Du brauchst nicht viel zu sagen«, erklärte mir Suko, »aber etwas möchte ich gerne wissen.«
»Rede?«
»Dieser Dämon hat, kurz bevor er verging, von einem Tor zur Hölle gesprochen. Kannst du dir etwas darunter vorstellen, John?«
»Schon. Vielleicht ist es der Eingang in die Hölle.«
Als ich Sukos Gesicht sah, verbesserte ich mich. »Klar, ich weiß selbst, dass die Hölle überall lauert. Aber ich glaube, dass ich es trotz allem herausfinden werde.«
»Das wollen wir hoffen, John.« Er trat auf mich zu und schlug mir auf die Schulter. »Keine Panik, gemeinsam werden wir es schaffen.«
Zum ersten Mal gelang mir wieder ein Lächeln.

***

Der dritte Mann hieß Eagle. Es war sein Spitzname, den er schon aus Kinderzeiten hatte. Eagle heißt Adler, und wie ein Adler hatte er sich immer gefühlt, nachdem er als Mutprobe aus dem zweiten Stock einer Mietskaserne gesprungen war. Eagle fuhr auch, während die beiden anderen im Fond des alten Chevy saßen und tranken. Sie hatten billigen Brandy aufgegabelt, den Darling Roberts aus der Flaschenöffnung in seinen Mund gluckern ließ. Jamie spielte verrückt. Er hatte sich die Mütze vom Kopf gerissen und schlug sie immer wieder auf seine Knie.
»Das hätte ich nicht für möglich gehalten, dass ein Bulle so leicht zu erledigen ist. Mann, den hätten wir doch auseinandernehmen können. Wenn ich noch einmal so eine Gelegenheit bekomme…«

»Hör auf, Mensch!« zischte Roberts und setzte die Flasche ab. Er rülpste und wischte über seine Lippen.

»Wir haben einen Job gehabt, das ist alles. Da kannst du nicht aus der Reihe tanzen.«

»Aber mit dem Messer hätte ich ihn kitzeln können!« hechelte Jamie, wobei seine Augen strahlten.

Eagle fluchte. »Scheißschnee. Es fängt wieder an.«

»Dann fahr langsamer«, sagte Roberts.

»Tu ich doch schon!«

Jamie drehte sich um und schaute durch die Heckscheibe. Zahlreiche Autos befanden sich hinter ihnen, aber einen Streifenwagen entdeckte er nicht.

»Die Bullen pennen noch«, meldete er.

»Sei froh«, erwiderte Roberts.

Sie näherten sich inzwischen der Hafengegend. Dort waren sie mit dem Auftraggeber verabredet. Mit Logan Costello! Roberts, der Chef des Trios, war fast vor Ehrfurcht erstarrt, als Costello ihnen den Job gab. Hoch und heilig hatten sie ihm versprechen müssen, sich an alles zu halten und um keinen Deut von dem Auftrag abzugehen. Momentan befanden sie sich auf dem Weg zum Treffpunkt.

Der Schnee fiel dichter. Da der Boden hart gefroren war, blieb er auch liegen.

Kopfsteinpflaster löste normalen Asphalt ab. Sie fuhren durch eine schmale Straße, vorbei an den Mauern rußgeschwärzter Fabriken. Die Gegend sah schon bei Sonnenschein ziemlich trostlos aus, im Winter wirkte sie noch mieser. Schnee plus Kopfsteinpflaster schuf eine gefährliche Glätte, die Eagle unterschätzte. Auf einmal glitt der Wagen aus der Spur, kam nach links ab und konnte auch nicht mehr gegengesteuert werden. Die Mauer war schon da. Mit dem Kotflügel klatschte der Wagen dagegen. Es gab ein hässliches Geräusch, denn er rutschte noch weiter an der Mauer entlang. Die beiden im Fond begannen zu fluchen, und auch Eagle schimpfte. Endlich stand der Wagen. Jamie drehte durch.

»Du Idiot!« schrie er, beugte sich nach vorn und trommelte mit beiden Fäusten gegen den Rücken des Fahrers. Als sich Eagle umdrehte, streifte ein Faustschlag seine Wange.

»Hör auf!« brüllte Roberts.

Jamie sank zurück. Er hatte die Zähne gefletscht, in seinen Augen irrlichterte es.

»Der will uns fertigmachen!« knirschte er.

»Der will uns verschaukeln…« Eagle stieg aus. Und da merkte er selbst, wie glatt es war. Mit dem rechten Bein rutschte er aus und fiel zurück. Hart stieß er sich seinen Hinterkopf am Wagen.

»Hast du dir deinen hirnlosen Schädel eingeschlagen?« brüllte Jamie.

»Shut up!« schrie Eagle zurück, kam auf die Beine und rieb sich den Kopf. Vorsichtig umrundete er den Wagen. Er schaute nach, was geschehen war. Die linke Seite zeigte bis zur Beifahrertür keinen Lack mehr. Der klebte jetzt an der Mauer. Auch war der Kotflügel nach innen gebogen, so dass er beim Weiterfahren den Reifen aufschlitzen würde. Das konnte man wieder hinkriegen. Sie schafften es zu dritt. Als sie wieder einsteigen wollten, packte Darling Roberts Eagle am Kragen der Jacke.

»Noch einmal so einen Blindgänger, dann ist es aus.«

»Okay.«

»Darf ich ihn dann schlitzen?« fragte Jamie. Für diese Frage erhielt er von Roberts einen Tritt.

Die drei stiegen ein und fuhren weiter. Jetzt allerdings sehr vorsichtig. Die Straße endete nach ungefähr 200 Yards. Sie rollten auf einen Platz, auf den sich eine weiße Schicht gelegt hatte. Rechts stand ein Lagerhaus. Parallel zur Rückseite lief eine Rampe. Vor ihr parkte ein dunkler Mercedes, dessen hintere Scheiben verhängt waren. Zwei Männer standen auf der Rampe. Sie trugen Mäntel und hatten Hüte auf.

»Das sind sie«, flüsterte Eagle. Die drei schauten durch die Frontscheibe. Selbst Jamie war ruhig. Das Bild, das sich ihren Augen bot, erinnerte sie an eine Drohung. Bisher hatten sie sich nur in Straßenschlägereien oder kleineren Überfällen hervorgetan, doch der Anblick dieser Profigangster jagte selbst ihnen Angst ein.

»Halte bloß deine vorlaute Schnauze«, wandte sich Roberts an seinen dunkelhäutigen Freund.

»Klar, bin doch nicht lebensmüde.«

Sie hielten neben dem Mercedes, allerdings so, dass sie dem zweiten Wagen freie Fahrt garantierten. Dann stiegen sie aus. Körnige Schneeflocken bissen in ihre Gesichter. Der Wind war scharf und schnitt durch die Kleidung. Auf der Themse tutete das Hörn eines Schiffes.

»Kommt rauf«, sagte einer der beiden Männer. Die drei enterten die Rampe. Der Mann, der gesprochen hatte, warf ihnen einen kurzen Blick zu, trat nach hinten und stieß mit der ausgestreckten Hand gegen eine rostige Tür. Sie glitt quietschend nach innen. Dahinter war es düster. Durch die wenigen Fenster sickerte kaum Licht.

Instinktiv fürchteten sich die drei Schläger, den Bau zu betreten. Ihre Beine zitterten, sie hatten plötzlich Angst, auch weil sich der zweite Kerl in ihrem Rücken befand und dort blieb.

»Geht rein!« Sie übertraten die Schwelle. Im Innern des Lagerhauses war es kaum wärmer, aber zugiger. Eine Gestalt löste sich aus dem Halbdunkel. Sie trug einen Mantel und hatte die Hände in den Taschen vergraben. Als die drei Schläger stehenblieben, nahm der

Mann - es war Logan Costello - seine Rechte aus der Tasche. Die Finger steckten in einem schwarzen Handschuh.

»Habt ihr es?« fragte er.

»Ja.«

»Dann her damit.«

Darling Roberts holte das Kreuz hervor. Er hatte es unter der Jacke verborgen gehabt. Costello riss es ihm aus den Fingern, warf einen prüfenden Blick darauf und nickte.

»Jetzt geht es dir an den Kragen, Sinclair!« flüsterte er und hob mit einer herrischen Bewegung den Kopf.

»Ihr bekommt noch etwas, nicht wahr?«

»Ja, Sir.«

Costello schaute an den drei Typen vorbei und nickte seinen Leuten zu.

»Gebt ihnen, was sie verdient haben.«

Dann straffte er die Schultern und verließ das Gebäude.

»Geht weiter!« wurde den dreien befohlen.

Ein paar zögernde Schritte machten sie, dann drehte sich Jamie um. Er kreischte, als er trotz des schlechten Lichts die Waffen in den Händen der Männer erkannte. Die Revolver waren ziemlich groß. Dafür sorgten die Schalldämpfer, die auf die Läufe geschraubt waren. Jamie wollte den anderen eine Warnung zurufen. Deshalb traf ihn die Kugel zuerst. Sein Mund füllte sich mit Blut, der Schrei erstickte, und er sah, wie seine Freunde unter den Einschlägen der Geschosse zusammenbrachen. Wenig später traf ihn die zweite Kugel, riss ihn von den Beinen und zerstörte seinen Lebensfaden endgültig.

Die Männer gingen, als wäre nichts geschehen. Vorsichtig drückten sie die Tür zu. Ihr Boss wartete schon im Wagen. Sekunden später setzte sich der schwere Mercedes in Bewegung. Im Fond trank Logan Costello ein Glas Rotwein aus der Autobar. Den Schluck hatte er sich verdient. Was niemand geschafft hatte, war ihm gelungen. Er besaß John Sinclairs Kreuz!

***

Das Höllentor!

So unwahrscheinlich es klang, so verrückt dies auch war, es entsprach trotzdem den Realitäten. Tanith sah das Höllentor!

Im Innern der geheimnisvollen Kugel schien es zu schwimmen. Es stand nicht still, es bewegte sich, vielleicht auch durch die blutroten Schwaden, die es umwallten und von der Fratze Satans ausgestoßen wurden, die auf die Tür gemalt war.

Der Eingang zur Hölle!

Tanith stöhnte auf. Sie sah ihn, sie sah ihn durch Lucille, ihr Medium.

In weiter Ferne hörte sie harte, abgehackte Schreie. Sie wusste, dass es Lucille war, aber sie konnte sich nicht darum kümmern, das Geschehen in der Kugel zog sie zu sehr in ihren Bann.

Die roten Nebel bewegten sich. Sie wallten wie gewaltige Schleier auf und nieder, und Tanith glaubte sogar, die Gestalt eines Menschen zu sehen. Zwergenhaft klein schälte er sich aus dem Nebel.

Es war ein Mann mit blonden Haaren, ein einsamer Wanderer in der Stätte des Schreckens, der auf das Tor zuschritt. Er schien den Boden überhaupt nicht zu berühren, sondern schwebend über ihm zu hängen, und Tanith sah, wie gierige Klauen aus dem Nebel stießen, den Mann packten und ihn auf das Tor zu schleuderten. Der Mann wehrte sich, aber die Kraft der Fangarme war zu groß. Sie drängten ihn weiter auf das geheimnisvolle Tor mit der Teufelsfratze zu. Wer war dieser Mann?

Tanith wusste es nicht, sie hatte ihn nie gesehen, sie kannte nicht seinen Namen, aber sie konnte seine Empfindungen spüren, hörte seine Schreie und merkte mit jeder Faser ihres Körpers, wie er sich verzweifelt gegen das drohende Schicksal stemmte. Da wurde jemand in die Hölle geschafft! Eine andere Erklärung hatte sie nicht, und die Hölle war bereit. Etwas durchzuckte sie. Ihr Kopf schien plötzlich unter Strom zu stehen. Es waren nur Gedanken, doch sie reichten aus, um den Namen des Mannes zu erfahren. John Sinclair! Ich bin John Sinclair!

John Sinclair… Dem Mann war es gelungen, sich in den kräftigen Armen auf den Rücken zu drehen. Tanith hatte das Gefühl, als würde er genau in ihr Gesicht schauen. Ja, als würde er sie sehen, was gar nicht möglich sein konnte. Aber gab es überhaupt ein Unmöglich? Ich bin John Sinclair…

Wieder diese stummen Schreie, und dazwischen ein schreckliches Wimmern. Lucille hatte es ausgestoßen. Dann bäumte sich ihr liegender Körper hoch, und sie schrie, wobei Speichel in winzigen Tropfen von ihren Lippen sprühte.

»Das Tor zur Hölle! Der Teufel will es offen haben. Er wird es öffnen. John Sinclair…«

Stille! Wie abgehackt.

Verschwunden war das Bild in der Kugel. Auch Lucille redete nicht mehr. Sie atmete nur noch schwer, war schweißüberströmt und bleich im Gesicht. Tanith gelang es, ihre Finger von der Kugel zu lösen. Gleichzeitig zuckte Lucille zusammen, als hätten unsichtbare Hände sie angestoßen. Dem war nicht so, nur ihr Geist kehrte zurück in den Körper. Das Zusammenzucken war eine natürliche Reaktion darauf. Tanith stand auf. Dieser Vorgang geschah langsam, und es hatte den Anschein, als müsste sich die Wahrsagerin erst mit der neuen Situation abfinden. Sie war mit ihren Gedanken noch immer in einer anderen,

so fremden Welt, und mit beiden Händen wischte sie über ihr Gesicht, als wollte sie einen Schleier abstreifen.

Ihre Knie zitterten, als sie auf Lucille, das Medium, zuschritt. Neben der Liege blieb sie für einen Augenblick stehen und schaute in das leichenblasse Gesicht der Malerin. Lucille musste Qualen erleiden. Sie atmete schwer. Es war ein tiefes, geräuschvolles Luftholen, die Schultern bewegten sich, ebenso die Brust, ihre Lippen zitterten, die Nasenflügel waren gebläht. Noch nie hatte Tanith ihr Medium in einer derartigen Verfassung erlebt. Bisher war alles glattgegangen. Lucille hatte sich zwar angestrengt, aber sie war noch nie so erschöpft gewesen.

»Wie fühlst du dich?« fragte Tanith flüsternd.

»Wasser«, hauchte das Medium. »Bitte, gib mir ein Glas Wasser…«

»Sofort.« Während Tanith in die Küche eilte, dachte sie über das Erlebte nach. Nicht von ungefähr hatte die geheimnisvolle Kugel dieses Bild gezeigt. Es musste irgendeine Verbindung zwischen ihr, Lucille, dem Höllentor und dem blonden Mann geben, der sich in den Händen dieser Nebelwesen befunden hatte und auf das Höllentor zugeschleift wurde. Aber welche Verbindung war es? Und wer war der Mann? Sein Name klang nicht romanisch. Eher englisch oder schottisch. John Sinclair! Nie würde Tanith ihn vergessen, er hatte sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis eingeprägt. Befand sich der Mann bereits in der Hölle? Mit Bestimmtheit konnte sie dies nicht behaupten. Wenn auch nur der Rest einer Chance da war, ihn zu warnen, dann musste sie die Chance nutzen. Sie konnte dem Teufel nicht einfach ein Opfer überlassen das ging nicht.

Lucille trank das Wasser in gierigen Schlucken. Ihre Kehle schien ausgedörrt zu sein, und sie leerte das Glas.

»Möchtest du noch eins?«

»Nein.«

Tanith nahm ihrem Medium das Glas aus den Fingern. Sie stellte es zur Seite und nahm auf dem Rand der Liege Platz. »Du weißt, was du gesehen hast?«

»Ich nicht, mein Geist.«

»Was war es denn?«

»Vielleicht die Hölle.«

»Ja, das glaube ich auch.«

»Und hast du auch den Mann gesehen?«

»Das habe ich.«

»Kennst du ihn?«

»Kaum.«

»Aber du schließt es nicht aus. Du weißt seinen Namen ebenso wie ich. Es ist ein gewisser John Sinclair. Stimmt es?«

»Ja. Wo lebt er?«

»Nicht hier, sondern weiter weg.«
»In England?«
»Vielleicht.«
Tanith schaute auf Lucilles Gesicht. Es sah noch immer bleich aus, nur langsam kehrte die Farbe zurück. Das Medium erholte sich.
Normalerweise hätte Tanith die Gedanken, die sie jetzt überfielen, weit von sich gedrängt, aber hier ging es um das Leben eines Menschen, und sie wollte ihr Medium noch einmal zu einem Experiment überreden. Allerdings zu einem, das nicht so gefährlich war wie das vorhergehende.
»Fühlst du dich wieder besser?« erkundigte sie sich sicherheitshalber.
»Ich glaube ja.«
»Ich möchte dich um etwas bitten, Lucille.« Das blonde Mädchen schaute die Wahrsagerin aus großen Augen an. Ein stummes Flehen lag in ihrem Blick, eine ähnliche Seance nicht zu wiederholen, und fast wäre Tanith schwach geworden, aber sie wollte dem Mann helfen, wenn es irgendwie ging. Die Seance würde nicht so schlimm werden, und das sagte Tanith ihrem Medium auch. Lucille blickte die Wahrsagerin an.
»Was was soll ich denn tun?«
Da lächelte Tanith. »Du sollst versuchen, mit dem Mann Verbindung aufzunehmen und ihn warnen.«
»Kann ich das denn schaffen?«
»Ein Versuch lohnt sich immer.«
»Er wird mich trotzdem Kraft kosten«, sagte das Medium und senkte den Blick, »aber wenn Sie es so wünschen, Madame…«
»Es geht wirklich um ein Menschenleben, Lucille. Wir müssen alles einsetzen…«
»Ja, ja, ich tue es.«
Lucille hatte sich ein wenig aufgesetzt, jetzt lehnte sie sich wieder zurück und blieb auch in dieser Stellung liegen. Sie hatte sie schon einmal eingenommen. Auch die Astrologin ging wieder an ihren Platz. Die Kugel stand so da, wie sie sie verlassen hatte. Sie zeigte kein Bild.
»Bist du bereit, Lucille?«
»Ja, Madame.«
Die Wahrsagerin beherrschte auch die Hypnose. Sie schaffte es allerdings nur durch die Kugel, nicht wenn sie die hypnotisierende Person direkt anschaute. Deshalb rutschte sie ein wenig mit dem Stuhl zurück, beugte sich dann vor und blickte von der Seite her durch die Kugel, so dass sie die auf der Couch liegende Lucille ein wenig verzerrt sehen konnte. Die Malerin erschien ihr fremd. So, wie sie da auf dem Bett lag, sah sie in Wirklichkeit nicht aus. Das Wabenmuster der Kugel verzerrte die Perspektive, Lucille wirkte, als wäre sie aus zahlreichen Einzelheiten zusammengesetzt.

»Dreh den Kopf ein wenig nach links«, sagte die Astrologin, »und dann sieh mich durch die andere Seite der Kugel an.«

Lucille folgte der Aufforderung, ohne zu murren. Die Blicke der beiden trafen sich.

»Du bist jetzt ruhig. Lucille. Du bist ganz ruhig. Du schließt die Augen und denkst nur an den Mann, den wir beide noch nicht richtig kennen. Hast du verstanden?«

»Ja. Ich bin ruhig. Ich denke an ihn. Ich will ihn warnen. Er soll nicht in die Hölle.«

»So ist es richtig, Lucille. Und nun versuche, seine Gedanken zu finden. Sieh zu, dass du erfährst, woran er denkt und warum er so denkt. Steht er mit der Hölle in Verbindung? Kann er sich wehren? Bitte…«

Schweigen. Selbst Tanith hielt den Atem an. Würde das Experiment gelingen? Sie hatte bereits ähnliche Versuche durchgeführt. Da hatte es immer geklappt. Aber da waren Gegenstände in der Nähe des anderen gewesen, die irgendetwas mit Magie zu tun gehabt hatten. Gegenstände, die die geistigen, suchenden Verbindungen intensivierten, so dass sie auch zum Erfolg führten. Von dem Fremden wusste sie überhaupt nichts.

Lucille lag still da. Wie eine Tote. Aber Tanith wusste, dass sie jetzt ihre Gedanken darauf konzentrierte, den Fremden zu finden und vor allen Dingen mit ihm in Kontakt zu treten. Sie sollte ihn warnen, sie musste ihn warnen.

»Was empfindest du Lucille?«

Zuerst erhielt Tanith keine Antwort. Erst nach einer Weile hörte sie ihr Medium sprechen.

»Ich empfinde kaum etwas. Nur eine Leere, eine absolute Leere. Keine Gedanken, keine Strömungen, alles leer, so schrecklich leer…«

Die Worte drangen nicht flüssig, sondern stockend über ihre Lippen. Tanith kannte das Spiel. Sie wollte auf keinen Fall aufgeben. Lucille sollte weitermachen.

»Suche ihn. Suche weiter, kleine Lucille. Las ihn nicht im Stich. Er muss gefunden werden.«

»Er ist so weit weg. So unendlich weit…«

Die Antwort klang wie ein Hauch.

»Lebt er auf der Erde, oder befindet er sich bereits in einer anderen Dimension?«

»Auf der Erde…«

»Dann mach weiter. Bitte.«

»Es ist so schwer…«

Tanith ließ sie jetzt in Ruhe. Sie wusste wirklich, dass es schwer war, die Entfernung zu überbrücken. Lucille musste die Gedanken irgendeines fremden Menschen erkennen und finden. Eine fast

unlösbare Aufgabe. Minuten vergingen. Lucille blieb nicht ruhig. Sie atmete mal stärker, mal schwächer. Sie befand sich in einer Unruhe, wie man sie sonst bei Hypnotisierten kaum fand. Irgendetwas schien sie zu stören, funkte dazwischen. Vielleicht eine starke, geistige oder magische Gegenströmung.

Plötzlich richtete sie sich auf. Das war noch nie geschehen, und Tanith kannte ihr Medium schon lange. Durch das Hinsetzen war ihr Sichtkontakt unterbrochen, aber die Verbindung bestand trotzdem, das bewiesen Lucilles nächste Reaktionen.

»Ich habe ihn gesehen!« flüsterte sie. »Ich weiß jetzt, wer er ist und wo er wohnt. John Sinclair Geisterjäger London der Kelch des Feuers ist das Verbindungsglied. Vorsicht er ist gefährlich Gefahr! Gefahr! Hier, andere, die Teufelstochter schlägt zu jetzt!«

Das letzte Wort endete in einem furchtbaren Schrei. Lucille war völlig durcheinander wie auch Tanith. Und der Schrei hallte noch im Raum nach, als plötzlich die Tür aufgestoßen wurde und das Verhängnis über die beiden Frauen hereinbrach…

***

Asmodina war noch unzufriedener geworden! Sie hatte stark mit Asmodis Unterstützung gerechnet, aber er hatte sie im Stich gelassen. Der Teufel hatte genügend eigene Probleme, denn auch seine Macht war nicht mehr so gefestigt. Asmodina lachte heiser auf, als sie an Asmodis dachte. Viele Menschen glaubten, dass er der absolute Herrscher der Hölle wäre, doch sie irrten sich. Es war anders, ganz anders. Viel komplizierter und kaum zu begreifen. Allerdings war ihr eines klargeworden: Sie musste mit den Dingen allein fertig werden.

Zwei große Probleme hatte die Teufelstochter. Das eine hieß Solo Morasso und die Mordliga, das andere John Sinclair, der Geisterjäger. Und diese beiden Probleme wollten sie mit einem Streich aus der Welt schaffen und es ihrem Vater beweisen. Vor den Erfolg haben aber auch die Höllengötter den Schweiß gesetzt, es war selbst für Asmodina nicht einfach, an beide heranzukommen. Dr. Tod hatte sich ausgezeichnet geschützt. Er besaß in dem Würfel des Unheils eine so starke Waffe, gegen die selbst Asmodina nichts ausrichten konnte. Er und damit der Todesnebel umgaben ihn und die Mordliga wie ein gewaltiger Schutzschild.

Blieb noch Sinclair! Welche Waffen besaß er? Einmal das Kreuz, seine stärkste Waffe, dann die Beretta mit den Silberkugeln, auch den Dolch und Desteros Schwert. Damit konnte er etwas ausrichten. Wenn er die Waffen richtig einsetzte, konnte er manches Höllenreich zum Wanken bringen. Aber er wusste es nicht und bohrte immer nur an der Oberfläche herum. Ein paar Mal hatte er tiefe Wunden gerissen, mehr nicht.

Wie kam sie an Sinclair heran? Darüber dachte Asmodina nach. Es musste einen Weg geben, der Sinclair in die Falle führte. Im Labyrinth der Angst hatte es nicht geklappt, aber einmal ist keinmal. Sie musste es eben auf eine andere Art und Weise versuchen.

Plötzlich sah sie wieder die kalten Flammen vor sich. Sie wich nicht zurück, sondern schaute aus ihrem geschwärzten Gesicht voll hinein. Wieder grinste sie die Teufelsfratze an, und sie spürte den Hohn, der aus den Blicken sprach.

»Jetzt bist du ratlos, wie?« lachte der Satan.

»Vielleicht.«

»Gib es zu, du kommst ohne mich nicht weiter.«

»Es bleibt abzuwarten.«

»Was sollen wir uns streiten, meine Tochter? Wir wollen beide das gleiche, und auch Solo Morasso will Sinclairs Tod. Er hat sogar einen großen Fortschritt erzielt.«

»Welchen?«

»Sinclair besitzt sein Kreuz nicht mehr!«

»Ha!« Asmodina schrie auf. Ihre Augen leuchteten wild, und sie zischte: »Stimmt das?«

»Ja.«

»Hast du es ihm abgenommen?«

»Nein, ich nicht.«

»Wer dann?«

»Das spielt keine Rolle, aber ich kann dir etwas zeigen. Willst du mitkommen?«

Darauf erwiderte Asmodina nichts. Sie schritt kurzerhand auf das kalte Feuer zu und auch hindurch. Im nächsten Augenblick verschmolz sie mit dem Gesicht des Teufels, das kalte Feuer verschwand und entstand an einer anderen Stelle, die zeit und raummäßig nicht in Zahlen zu fassen war. Sie befanden sich im Nichts. In der Schwärze der Dimensionen, in Asmodis eigenem Reich. Sie gingen nicht, sie schwebten, aber sie hatten ein Ziel. Eine riesige Wand türmte sich plötzlich vor ihnen auf. Sie war etwas heller als die Schwärze um sie herum, und diese Wand war wie ein gewaltiger Fernsehschirm, der das Leben auf der Erde wiedergab, so dass Asmodis es beobachten konnte. So etwas hatte sich Asmodina immer gewünscht, aber diese Wand, das Zentrum des Schreckens, blieb nur den ganz hohen Dämonen vorbehalten.

»Hier kannst du ihn sehen«, flüsterte Asmodis. »Und zwar ohne sein Kreuz.«

»Zeig ihn mir, los!«

Der Teufel lachte. »Hinter der Wand liegt das Tor zur Hölle. Ich habe ihn bereits. Ich zeige dir jetzt etwas, das erst in der Zukunft stattfindet. Sinclair wird kommen, er kommt auf das Tor zu, er wird

die Hölle betreten!«
»Ich will es sehen!«
»Das kannst du auch.«
»Wann?« Asmodina hatte den Streit mit ihrem Vater vergessen. Sie dachte nur noch an John Sinclair. Von hier würde er nicht fliehen können, wenn er einmal da war. Asmodis war zu stark. Grenzenlos war Asmodinas Hass auf John Sinclair, da verzieh sie ihrem Vater sogar alles, wenn er den Geisterjäger erledigte.
»Kann ich ihn sehen?« fragte sie.
Der Teufel grinste. »Du möchtest einen Blick in die Welt werfen, meine Tochter?«
»Ja!«
»Dann bitte.« Der Teufel breitete die Arme aus. Aus seinem Maul drangen zischende Laute, und im nächsten Augenblick erschien auf der magischen Leinwand ein Bild.
Asmodina zitterte innerlich. Obwohl sie ein Geschöpf der Hölle war, fühlte sie doch manchmal wie ein Mensch. Wie jetzt zum Beispiel, sie wartete auf Sinclair, sie wollte ihn endlich sehen. Sinclair kam nicht.
Asmodina wollte etwas sagen, doch sie verstummte, denn sie hatte auf dem magischen Bildschirm etwas gesehen. Eine Gestalt. Einen Mann! Groß, mit blonden Haaren und einem Gesicht, das sie nie vergessen würde. John Sinclair!
Jetzt endlich zeigte die Leinwand das Bild. Asmodina sah ihn, wie er durch einen roten Nebel trieb und gierige Hände nach ihm griffen. Ihr Gesicht verzerrte sich. Das Lächeln war kalt, breit und auch tödlich zu nennen. Nur wusste Asmodina leider nicht, ob sich das, was die Wand zeigte, in der Gegenwart, der Zukunft oder der Vergangenheit abspielte. Sie fragte ihren Vater danach.
»Sinclair wird kommen«, erwiderte der Teufel. »Er muss das Tor zur Hölle aufstoßen. Es ist eine magische Konstellation entstanden, die ihn einfach zwingt, hierher zu kommen. Ich spüre es, und dabei spielt der Kelch des Feuers eine Rolle, der einmal im Kloster der Teufelsmönche gestanden hat.«
Plötzlich glühten die Augen des Satans wie Feuerräder.
»Lange Zeit hat er nichts, aber auch gar nichts getan. Er stand nur bei John Sinclair. Eine kleine Zeitbombe, jahrelang. Nun ist es soweit. Die magische Konstellation ist geschaffen worden. Durch die Kugel und das Mädchen.«
»Welches Mädchen?«
»Ein Medium.«
»Und die Kugel?«
Da lachte der Satan. »Sie befindet sich in der Hand einer Frau. Sie nennt sich Wahrsagerin und Astrologin. Sie hat die Kugel damals erhalten, aber sie weiß nicht genau, woher sie wirklich stammt,

nämlich aus der Hölle.«

»Ich verstehe das nicht«, gab Asmodina zu. Der Teufel grinste.

»Das brauchst du auch nicht. Kugel und Kelch gehörten einmal zusammen. Die Teufelsmönche haben ihren Terror damit aufgebaut, aber ich habe die Kugel verschwinden lassen.«

»Ist der Kelch des Feuers nicht dem Guten geweiht?« hielt die Teufelstochter dagegen.

»Man kann ihn manipulieren. Nicht so stark wie den Würfel, aber es geht. Er bleibt harmlos, solange er nicht aktiviert wird, aber wehe, es entsteht die Verbindung, dann ist sein Besitzer den Kräften der Hölle ausgeliefert.«

Asmodina lachte laut. Es hallte durch die Leere des Raums und brach urplötzlich ab, denn Sinclair war ebenso schnell verschwunden.

»Er ist weg!«

Auch Asmodis starrte jetzt auf diesen großen magischen Bildschirm, der leer vor ihm lag. Er zeigte eine graue Farbe, und nur noch ein letztes Flimmern war zu erkennen.

»Wie kann das sein?« Asmodina zeigte sich nervös.

»Etwas hat gestört!«

»Was?«

»Gedanken. Andere Gedanken, die des Mediums. Es weigert sich, es lehnt sich auf. Es steht nicht auf unserer Seite.«

»Auf unserer? Heißt das, du willst wieder mit mir zusammengehen, Asmodis?«

Der Teufel drehte ihr seinen Ziegenbockkopf zu. Der Mund wurde zu einem Rechteck, als er ihn öffnete.

»Ja, wir gehen wieder zusammen. Ich habe es mir überlegt.«

»Dann können wir Sinclair gemeinsam vernichten.«

»Genau.«

»Und auch Solo Morasso?«

»Ist er nicht dein Problem?«

»Nein, jetzt nicht mehr. Deine Sorgen sind auch meine Sorgen. Und eine Sorge werde ich dir abnehmen, Asmodis. Wo befindet sich dieses Medium? Hast du es herausfinden können?«

»Ja, ich weiß es. In Paris. Bei einer gewissen Tanith, der Wahrsagerin, die auch die Kugel besitzt.«

Asmodina nickte. »Dann weiß ich genau, was ich zu tun habe. Ich muss eingreifen, bevor das Medium John Sinclair auf gedanklichem Wege warnen kann…«

***

Ich wusste von alledem nichts, was sich über meinem Kopf zusammenbraute. Ich ahnte wohl, dass einiges in Bewegung geraten war, doch wie es im Einzelnen lief, das konnte ich nicht sage. Für

mich war es wirklich eine Qual, untätig herumzusitzen, doch es musste sein. Ich selbst konnte bei der Fahndung nach den drei Kreuzdieben nicht helfen. Wenn meine Kollegen einen Erfolg hatten, dann würden sie mir Bescheid geben. Suko war mit Shao in die Wohnung nebenan gegangen. Er brauchte nicht bei mir zu bleiben und den Babysitter zu spielen. Wenn sich eine Gefahr anbahnte oder sich etwas Neues ergab, würde ich es ihm sagen.

Ich hatte mich mit Waffen versorgt und trug den Dolch bei mir, eine Gemme, die magische Kreide. Auch Desteros Schwert lag griffbereit auf der Couch.

Mit dem Feierabend war es vorbei. Wie gern hätte ich mir einen ruhigen Abend gemacht, doch ich konnte nicht ahnen, dass meine Gegner ausgerechnet jetzt zuschlugen.

Wenn ich darüber nachdachte, wer hinter allem steckte, fiel mir nur ein Name ein. Dr. Tod!

Er hatte zuletzt Xorron geholt, der unter dem Central Park in New York begraben worden war.

Damit stand seine Mordliga. Und wir rechneten damit, dass er zu einem großen Schlag ausholen würde. Wir hatten verzweifelt versucht, sein Versteck herauszufinden.

Jetzt war es uns gelungen. In Feuerland hatte er sich verkrochen. Dass wir dies überhaupt wussten, hatten wir einzig und allein Sir James Powell zu verdanken. Durch langes und intensives Nachdenken war er darauf gekommen, die westlichen Geheimdienste mit einzuspannen. Deren Agenten saßen überall, und durch eine Kette von Ereignissen war es uns schließlich gelungen, das Versteck des Dr. Tod zu lokalisieren.

Ich konnte es kaum fassen. Am liebsten wäre ich selbst nach Feuerland geflogen und hätte die Höhle des Löwen gestürmt. Aber ich war nicht lebensmüde.

Solo Morasso hätte eiskalt zurückgeschlagen und mich praktisch zermalmt. So musste ich abwarten. Mein Kreuz hatte ich verloren. Eine verdammt schlimme Tatsache, und auch ein Zeichen, dass Morasso nicht untätig war. Selbst über Tausende von Meilen hinweg operierte er gegen mich. Er hatte eben zu gute Beziehungen. Ich ging in die Küche und holte eine Flasche Bier. Mein Durst war groß geworden, die trockene Heizungsluft sorgte dafür.

Draußen wurde es immer kälter, und der Schnee fiel wie ein dichter Vorhang aus den grauen Wolken. Im Wetterbericht wurde von einer Kältewelle geredet, und erste Katastrophenmeldungen kamen aus Wales, wo Dörfer durch Schneeverwehungen von der Außenwelt abgeschnitten waren.

Ich öffnete die Flasche, nahm ein Glas aus dem Schrank und schenkte es voll. Mit dem gefüllten Glas in der Hand ging ich zurück ins

Wohnzimmer. Dort warf ich mich in einen Sessel und streckte die Beine aus. Die ersten Schlucke taten gut. Ich zündete mir auch eine Zigarette an und rauchte. Entspannung wollte sich nicht einstellen. Dazu war ich zu aufgeregt. Die innere Nervosität steckte tief, sie nagte an meiner Psyche. Es tat sich nichts. Ich schaute hinüber zum Telefon und versuchte es regelrecht zu hypnotisieren, doch es gab keinen Laut von sich. Noch ein Schluck und das Glas war leer.

Verdammt, ich hielt es nicht mehr länger im Sessel aus. Ich musste endlich wissen, woran ich war. Vielleicht hatte Sir James schon einen Teilerfolg zu vermelden, deshalb stand ich auf, ging zum Apparat und wählte die Nummer meines Vorgesetzten. Es hatte kaum einmal geläutet, da hielt Sir James bereits den Hörer in der Hand.

»Ich bin es, Sir. Haben Sie schon ein Ergebnis?«

»Nein, ich hätte Ihnen Bescheid gesagt.« Seine Stimme klang vorwurfsvoll.

»Soll ich ins Büro kommen?«

»Hier können Sie auch nicht helfen, John. Bleiben Sie in Ihrer Wohnung.«

»Ja, Sir.«

»Sie sind nervös, nicht?«

»Gut geraten.«

»Gibt es einen Grund, außer dem verschwundenen Kreuz?«

»Ich habe das Gefühl, Sir, dass über meinem Kopf eine Schlinge hängt, die sich immer mehr zusammenzieht. Etwas liegt in der Luft. Ich weiß nur nicht, was. Das Unheil kann jeden Augenblick zuschlagen. Mit der Zeit bekommt man wirklich einen sechsten Sinn für Gefahren, und ich habe das Gefühl, eingekesselt zu sein.«

»Brauchen Sie Schutz?«

»Nein, Sir, so habe ich das nicht gemeint. Ich wollte Ihnen nur meine Vermutungen mitteilen. Die andere Seite wird kaum noch zögern, sie bereitet…«

Ich sprach nicht mehr weiter, denn die Leitung war plötzlich gestört. Erst rauschte es nur, dann knatterte es, danach war wieder das Rauschen zu hören. Ich legte auf. Meine Gedanken wirbelten. Bei der extremen Kälte konnte dieser Ausfall eine natürliche Ursache haben. Es gab allerdings auch eine andere Erklärung. Magie setzt sich aus Wellen zusammen. Die Ströme des Bösen waren physikalisch gesehen Wellen. Und die konnten stören. Ich war gewarnt. Die Wohnung kam mir plötzlich wie eine Falle vor. Ich wusste, dass meine Gegner schon lauerten, dass sie bereit waren zuzuschlagen, aber ich konnte sie nicht packen oder fassen, sie hielten sich noch verborgen und beobachteten.

Es schellte. Wie nervös ich war, merkte ich daran, dass ich beim Klingeln zusammenzuckte. Auf leisen Sohlen näherte ich mich der Tür und hörte die Stimme meines Wohnungsnachbarn.

»Öffne, John!« Es war Suko, der nicht in die Wohnung trat, als ich die Tür aufgezogen hatte, sondern auf der Schwelle stehenblieb.

»Möchtest du nicht doch zu uns kommen, John? Shao hat etwas zu essen gemacht und…«

»Nein, danke. Ich bleibe hier. Ich muss hierbleiben…«

»Du siehst schlecht aus.«

»So?«

»Ja, irgendetwas stimmt nicht, John. Was ist los? Nimmt dich der Verlust des Kreuzes so sehr mit?«

»Das wird es wohl sein.«

»Oder ist es etwas anderes?«

»Nein, Suko, wirklich nicht.« Mein chinesischer Freund und Kollege nickte nachdenklich.

»All right, John, es war nur eine Frage. Falls du es dir noch überlegst, kannst du ja rüberkommen.«

»Klar. Und vielen Dank.«

Suko ging wieder. Ich schloss die Tür. Für einen Moment blieb ich in der Diele stehen. Als ich mit dem Handrücken über meine Stirn wischte, fühlte ich den Schweiß. Und wieder war das Gefühl der Bedrohung vorhanden. Es saß verdammt tief in mir, und es befand sich überall. In jeder Ecke, hinter jedem Schrank schien es zu lauern und darauf zu warten, endlich zuschlagen zu können. Krampfhaft versuchte ich, mir das Gefühl auszureden. Doch das schaffte ich nicht, es blieb, und ich suchte nach einer Erklärung. Vielleicht bildete ich es mir nur ein, unter Umständen war es nur die Nachwirkung des Schocks, der mich getroffen hatte, als mir mein Kreuz gestohlen wurde.

Ich ging zurück in den Wohnraum. Kaum hatte ich die Tür aufgestoßen, als ich es sah. Endlich meldeten sich meine Gegner, und sie taten es auf eine raffinierte Art und Weise.

Es gibt in meiner Wohnung einen Schrank. Dort hatte ich den silbernen Nagel aufbewahrt, den Kelch des Feuers und auch hin und wieder mein Schwert. Und dieser Schrank glühte! Er stand nicht in Flammen, sondern glühte von innen heraus, und dieses rote Licht übertrug sich auch auf die Tür des Schrankes. Das Glühen hatte sie etwa in Brusthöhe erfasst. Ich wusste genau, dass dort auf einem Regal der Kelch des Feuers stand, und ich ging davon aus, dass nur er für dieses Glühen verantwortlich sein konnte.

Tief atmete ich ein. Meine Knie zitterten ein wenig, als ich mich dem Schrank näherte. Ich wollte aufschließen, musste es sogar, wenn ich die Ursache dieses magischen Glühens herausfinden wollte.

Einen Schritt vor dem Schrank blieb ich stehen. Eine kalte Hand fuhr über meinen Rücken, ich spürte die Gänsehaut sogar auf meinem Kopf, und das Frösteln erreichte den gesamten Körper. Sollte ich

öffnen? Vorsichtig streckte ich meinen Arm aus. Es war der linke.

Mit der rechten Hand holte ich die Beretta aus dem Gürtelholster. Wenn irgendetwas war, wollte ich sofort schießen. Behutsam drehte ich den Schlüssel herum. Ich riskierte es und zog mit einem Ruck auf! Der Kelch des Feuers schien von Flammen eingehüllt zu sein. Aber er verbrannte nicht. Nur ein roter Strahlenkranz hüllte ihn ein, der sich jedoch, als ich die Tür aufzog, veränderte. Ich sah, wie sich ein breiter Strahl von dem Kelch löste und genau auf mich zufuhr. Ausweichen konnte ich nicht, dazu ging alles zu schnell. Der Strahl traf mich am Kopf. Ich rechnete damit, bewusstlos zu werden, aber ich hörte plötzlich die fremde Stimme in meinem Gehirn…

»Das Tor zur Hölle. Ich sehe das Tor zur Hölle.« So vernahm ich die Worte.

»Geisterjäger John Sinclair. Du befindest dich in Gefahr. Sie will zuschlagen. Asmodina, sie ist nahe, sie hat es geschafft, John Sinclair. Vorsicht!«

Ich blieb steif stehen und konzentrierte mich nur auf die anderen Gedanken. Schon nach den ersten Sekunden hatte ich gemerkt, dass mir die Person, die die Gedanken ausströmte, nicht feindlich gegenüberstand. Sie wollte etwas von mir, sie hatte mich gesucht, um mich zu warnen. Aber wer war sie? Diese Frage formulierte ich in Gedanken und erhielt auch eine telepathische Antwort.

»Lucille, das Medium. Meine Gedanken durchstreifen die Dimensionen. Ich spüre den Schrecken, der sich dir immer mehr nähert. Furchtbar. Er wird dich treffen. Flieh…«

»Wohin?« Diese Worte flüsterte ich sogar und formulierte sie gleichzeitig in Gedanken.

»Zu spät, es ist zu spät. Die anderen sind nah. Das Tor zur Hölle, ich habe dich gesehen. Du wirst es aufstoßen. Sie packen dich. Und hinter dem Tor wartet der Teufel. Der Teufel, John Sinclair! Hörst du? Der Teufel!«

Über meinen Rücken lief ein Schauer nach dem anderen. Das Medium Lucille sprach so eindringlich, dass mir angst und bange wurde. Sie redete vom Teufel. Von Asmodis! Steckten er und Asmodina denn hinter den Vorgängen und nicht Solo Morasso? Ich erfuhr es nicht mehr, denn in meinem Kopf hallte das Echo eines markerschütternden Schreis wider. Lucille hatte ihn ausgestoßen. Ein letztes Signal empfing ich.

»Der Tod der Tod ist da die Engel…« Dann war Schluss! Wie eine Statue blieb ich stehen.

***

Auf der Schwelle standen zwei von Asmodinas gefährlichen Todesengeln. Sie hatten die Tür nicht nur aufgestoßen, sondern sie

sogar aus den Angeln gerissen. Die beiden sahen aus wie immer. Sie trugen schwarze Kleidung, die irgendwie an Leder erinnerte. Das Oberteil endete dicht unter der Brust. Zwischen ihm und dem Hosengürtel schimmerte helle Haut. Die Haare der beiden Todesengel hatten eine rostrote Farbe, die Gesichter waren glatt und kalt. Auf den Rücken dieser Wesen wuchsen Flügel, die es ihnen ermöglichten zu fliegen. Bewaffnet waren sie auch. Beide trugen ihre gefährlichen Bogen. Die Sehnen waren gespannt, auf ihnen lagen die Pfeile, und die Todesengel brauchten nur noch loszulassen, um die gefährlichen Waffen ins Ziel zu schießen.

Der Schock und der Schreck hatten die beiden Frauen getroffen. Sie waren in ihren Haltungen erstarrt. Lucille saß auf der Couch, während die Astrologin neben der Liege stand. Beide mussten den Anblick dieser Todesengel erst verkraften. So etwas hatten sie noch nie gesehen, doch Lucille wusste Bescheid. Auf ihren transzendentalen Reisen hatte sie die Todesengel schon des Öfteren zu Gesicht bekommen, sie wusste genau, wie gefährlich sie waren und wie sie bedingungslos zu Asmodina standen.

»Die Todesengel«, hauchte Lucille, »gütiger Himmel…«

Mehr sagte sie nicht, mehr brauchte sie auch nicht zu sagen, denn auch Tanith spürte die Gefahr, die von diesen beiden Wesen ausging. Sie strömten das Grauen aus, und sie waren erschienen, um den Auftrag ihrer Herrin auszuführen. Lautlos und gleitend bewegten sie sich zur Seite. Einer nach links, der andere nach rechts. Die kalten Augen in ihren Gesichtern bewegten sich dabei, der Blick blieb immer auf Tanith und das Medium Lucille gerichtet.

Erst jetzt bewegte sich die Astrologin. Sie hatte die Zusammenhänge intuitiv erfasst, und sie wusste plötzlich, weshalb die Todesengel geschickt worden waren. Um zu töten! Tanith stellte sich so hin, dass sie mit ihrem Körper das Medium schützte. Sie war sehr ehrlich und gab sich die Schuld, dass die Todesengel überhaupt erschienen waren. Hätte sie Lucille nicht die Beschwörung durchführen lassen, wäre es erst gar nicht soweit gekommen. Jetzt mussten sie die Folgen tragen.

»Was wollt ihr?« fragte sie. Ihre Stimme war dabei nur noch ein Hauch.

»Sie!«

Der Todesengel, der die Antwort gegeben hatte, blickte dabei auf Lucille, damit keine Missverständnisse aufkamen.

»Und warum?«

»Sie ist eine gefährliche Person. Ihr Geist kann unsere Dimensionen durchdringen, sie hat uns gestört, und das darf nicht sein. Deshalb muss sie sterben!«

»Nein!« schrie Tanith. »Das könnt ihr nicht. Sie soll leben. Sie hat euch nichts getan, gar nichts…«

Da schoss der erste Engel. Der Pfeil war so schnell von der straff gespannten Sehne geflogen, dass Tanith ihn kaum sah. Sie hörte nur ein gefährliches Sirren und rechnete mit dem harten Einschlag in ihrem Körper. Die Astrologin täuschte sich. Der abgeschossene Pfeil wischte dicht an ihrem Ohr vorbei und hieb gegen die Wand, von wo er zu Boden fiel und liegenblieb.

»Es war nur eine Warnung«, erklärte der Todesengel, der geschossen hatte. Er griff hinter sich und holte einen zweiten Pfeil aus dem auf dem Rücken hängenden Köcher. Er legte ihn sofort an und spannte die Sehne. Wie erstarrt blieb Tanith stehen. Anders Lucille. Sie hatte endlich begriffen, dass sie sterben sollte. Ihr Gesicht schien zu zerfließen, es wurde zu einer Grimasse der Furcht, und sie klammerte sich angstvoll an Tanith fest.

»Tu was!« flüsterte sie erstickt. »Tu doch endlich etwas! Ich will nicht, dass…«

»Wenn ihr sie umbringt, dann müsst ihr auch mich töten«, erklärte Tanith mit fester Stimme.

»Denn ich kenne die Geheimnisse mancher Jenseitsreiche ebenfalls.«

»Dir werden wir auch noch die Rechnung präsentieren!« wurde der Astrologin gesagt. »Die Kugel wirst du nicht mehr lange behalten können. Wir werden sie zerstören, und damit zerstören wir dein Lebenswerk. Damit du aber trotzdem nicht noch auf dumme Gedanken kommst, werden unsere Pfeile dich ebenfalls durchbohren!«

Harte Worte, die eine Mordabsicht dokumentierten. Die Todesengel wollten ihrem Ruf gerecht werden.

»Neiinnn!« Lucille brüllte plötzlich auf. Sie ließ Tanith los und warf sich nach vorn. Die Couch war weich, sie kam nicht so gut weg, wie sie es sich vorgestellt hatte. Sie musste die Hände als Stütze nehmen, stieß sich ab, und bevor Tanith sie wegzerren konnte, war Lucille ihr schon entglitten. Das Medium sprang auf das Ende der Couch zu, wollte sich auf den ersten Todesengel stürzen und hatte die Arme bereits ausgestreckt, als dieser die Sehne losließ.

Das Sirren des Pfeils war diesmal kaum zu hören. Die Distanz war sehr kurz. Der Pfeil traf hart. Und zielgenau. Tanith hörte den Aufschlag. Lucille spürte den brennenden Schmerz in ihrer Brust. Er breitete sich gedankenschnell aus, war plötzlich überall und schien sie zu zerreißen. Langsam kippte Lucille, das Medium, auf die Seite. Die Couch war so breit, dass sie nicht hinunterfallen konnte und dicht an deren Rand liegenblieb. Halb auf der Seite, halb auf dem Rücken. Aus ihrer Brust ragte der lange Schaft des Pfeils. Es war ein mörderischer Todesbote, der das Mädchen mitten ins Herz getroffen hatte. Lucilles Leben war ausgelöscht. Sie hatte die lange Reise angetreten, von der es keine Rückkehr gab.

Fassungslos starrte Tanith auf die Tote. Sie dachte daran, dass Lucille

erst in der Blüte des Lebens gestanden hatte und eiskalt umgebracht worden war. Nur allmählich begriff sie und hob ihren Blick, um die vor ihr stehenden Gegnerinnen anzuschauen.

Tanith sah sie nicht an, ihre Augen schwammen in Tränen, die Lippen zuckten, und sie musste hart schlucken, weil sich ein heißer Kloß in ihrer Kehle festgesetzt hatte. Dieses Erlebnis hatte sie bis in die Grundfesten erschüttert. Zitternd blieb sie stehen und schaute zu, wie die unheimliche Mörderin ihren Arm bewegte und einen neuen Pfeil aus dem Köcher holte, den sie auf die Sehne legte und sie spannte.

»Der ist für dich!« versprach sie mit höhnischer Stimme. Ihre Augen waren zwei Eiskristalle in einem bewegungslosen Gesicht, als sie Tanith anvisierte.

Ihre Artgenossin bewegte sich dabei zur Seite. Sie wollte die geheimnisvolle Kugel an sich nehmen. Tanith schüttelte den Kopf.

»Dann schieß doch!« schrie sie. »Verdammt, schieß!«

Die Wahrsagerin und Astrologin hatte mit ihrem Leben abgeschlossen.

***

Es war etwas passiert! Und zwar mit dem geheimnisvollen Medium, dessen Stimme ich in meinem Kopf vernommen hatte. War es tot? Hatte es die Hilfe, die es mir geben wollte, mit dem Leben bezahlt? Nichts hörte ich mehr. Mein Kopf war frei von fremden Gedanken. Nur ein dumpfes Gefühl blieb zurück. Ich schaute auf den Kelch. Nach wie vor stand er in seinem Fach. Golden schimmerte er. Ich sah die geheimnisvollen Zeichen, die in den Rand graviert waren. Uralte Worte, Beschwörungen, die ich ebenso wenig kannte wie die auf meinem Kreuz. Die Vorwürfe kamen von allein. Ich hätte mich mehr um den Kelch kümmern können, um sein Geheimnis zu…

Weiter dachte ich nicht mehr, denn mit dem Kelch geschah etwas sehr Seltsames. Seine Farbe veränderte sich. Aus dem Innern des Kelchs und auch in den Wänden begann es zu brodeln. Ich sah rote Schlieren, die sich erst langsam, dann jedoch immer schneller bewegten und schließlich in einem rasenden Wirbel endeten. Eine starke magische Kraft traf mich. Meine Gedanken wurden gestört, ich war nicht mehr ich selbst und sah nur noch auf den Kelch des Feuers, der seinem Namen alle Ehre machte, denn aus der breiten runden Öffnung schoss eine violette Flamme. Sie puffte regelrecht auf, wurde, als sie zu breit war, zusammengedrückt, knickte weg und richtete ihre Spitze auf mich.

Asmodis Gesicht leuchtete mir aus der Flamme entgegen. Eine widerliche dreieckige Fratze, zu einem höhnischen Grinsen verzogen, das mir ankündigte, welches Schicksal ich zu erleiden hatte. Ich

konnte nicht nach links und nach rechts. Ich war wie festgeleimt. Hilflos ohne mein Kreuz. Keine Abwehrkräfte gegen die starke Magie und gegen das Feuer, das sich immer mehr ausbreitete und mich umfing. Die Umrisse des Schrankes verschwammen vor meinen Augen, ich sah nur noch das Feuer, das mich umhüllte und wegtrug. Die Wohnung verschwand vor meinen Augen. Ich wurde nicht einmal bewusstlos, sondern zu einem Teil einer gewaltigen magischen Kraft, die mich hineinzog in den Strudel des Schreckens. Dem Tor der Hölle entgegen…

***

Es waren Lichtblitze. Grünlich schimmernd und innerhalb von Sekundenbruchteilen aufflammend. Tanith, die einfach nicht mehr glauben konnte, dass sie noch gerettet werden könnte, sah, wie der Todesengel vor ihr zusammenzuckte und ihm der Bogen aus den Händen fiel. Die grünen Lichtpfeile hatten ihn getroffen. Sie waren nicht nur in seine Gestalt hinein, sondern auch hindurchgefahren, sie rissen dieses Wesen auseinander. Löcher entstanden an den Auftreffstellen, Staub rieselte wie feiner Schnee, und dann gab es den Todesengel nicht mehr.

Tanith war so erstaunt, dass sie kein Wort hervorbrachte. Ihr wurde schwindlig, so etwas hatte sie noch nie erlebt. Aus den Augenwinkeln nahm sie eine Bewegung wahr, hörte das Sirren des Pfeils, sah etwas Goldenes blitzt und vernahm einen dumpfen Fall.

Als sie den Kopf wandte, lag der zweite Todesengel erledigt am Boden. Über ihm stand eine schwarzhaarige Frau. Ein goldenes Schwert hielt sie in der Hand. Die Spitze berührte den Boden. Und neben ihr lag der Kopf des zweiten Todesengels. Aus der Wunde am Hals strömte eine dunkle, schwarzgrüne Flüssigkeit, die sich mit dem Staub vermischte, als sich der Kopf auflöste.

Ich bin gerettet! durchschoss es Tanith. Gütiger Himmel, ich bin gerettet. Sie wollte es kaum glauben. Schwindel erfasste sie. Tanith ging rückwärts, stieß gegen einen Stuhl und setzte sich automatisch hin. Nun erst war sie in der Lage, sich umzusehen. Sie sah zwei Personen, die ihr noch nie im Leben begegnet waren. Menschen zwar, aber dennoch sehr seltsam. Da war einmal die Frau. Noch jung an Jahren, mit langen, schwarzen Haaren, die ein schmales schneeweißes Gesicht umrahmten und in dessen dunklen Augen ein geheimnisvolles Leuchten stand. Die Frau trug ein buntes, bodenlanges Kleid, und sie hielt in ihrer rechten Hand das Schwert mit der schmalen, goldenen Klinge.

An der Tür stand ein Mann. Kleiner als die meisten Personen. Er sah zwar aus wie ein Mensch, doch seine Haut schimmerte grünlich. Der Mann trug einen dunklen Mantel, hielt die Arme ausgestreckt, und die

Astrologin sah, dass seine schmalen Finger in einem stärkeren grünen Ton leuchteten. Sie dachte an die Blitze, die den ersten Todesengel getötet hatten, und sie wusste plötzlich, dass die Blitze aus den Händen des Mannes geschossen sein mussten. Sein Gesicht war etwas rundlich, die Augen lächelten, wie auch der Mund. Tanith hatte Mühe zu sprechen.

»Wer seid ihr?« fragte sie krächzend. Der kleine Mensch bewegte sich und trat tiefer in den Raum. »Ich heiße Myxin«, erklärte er.

»Und die Frau, die dir das Leben gerettet hat, Tanith, ist Kara.«

»Ihr kennt mich?« Die Frage klang erstaunt.

Taniths Blick glitt von einem zum anderen. »Ja, wir kennen dich.«

»Aber woher?«

»Wir haben deine und die Ströme deines Mediums empfangen können, und wir merkten, dass ihr euch in Gefahr befandet. Mächte der Finsternis wollten euer Leben auslöschen, wir sind schnell gekommen. Leider nicht schnell genug.«

Diese Worte hatte Kara gesprochen, und Tanith nahm sie nickend zur Kenntnis. In ihrem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Damit musste sie erst einmal fertig werden. Nie hätte sie mit einer Chance gerechnet, und dann, als es fast zu spät war, da tauchten die beiden wie die rettenden Märchenfeen auf.

»Seid ihr überhaupt von hier?«

Die Frage drang automatisch über ihre Lippen.

»Nein, das sind wir nicht.«

»Woher kommt ihr dann?« wollte die Astrologin wissen. Myxin drehte sich um und schritt zur Haustür. Sie stand offen, war jedoch nicht beschädigt worden. Erst als der kleine Magier zurückkehrte, gab er die Antwort.

»Es ist nicht leicht, unsere Herkunft zu erklären«, erwiderte er. »Wir müssten uns Zeit nehmen. Hast du Zeit, Tanith?«

Die Wahrsagerin warf einen Blick auf die tote Lucille.

»Ja«, sagte sie, »ich habe Zeit.«

»Dann las uns reden«, stimmte auch Kara zu. Sie ließ sich auf der Kante eines Sessels nieder.

Tanith war überzeugt davon, dass sie einige Überraschungen erleben würde. Sie sollte sich nicht getäuscht haben…

***

Die Kräfte der Hölle hielten mich gepackt! Meine Gegner hatten ihre Trümpfe ausgespielt und mich doppelt überlistet. Nicht nur mein Kreuz hatte ich verloren, ich war den anderen auch so gut wie hilflos ausgeliefert. Sie hatten mich zu einem Spielball degradiert. Ich trieb irgendwohin. Die Flammen waren verloschen, dafür hüllte mich jedoch ein seltsam aussehender roter Nebel ein. Nicht Dr. Tods Nebel,

sondern ein anderer. Er schien aus verdampfendem Blut zu bestehen, denn er hatte die gleiche Farbe.

Hilflos trieb ich durch den Nebel. Ich selbst konnte mich bewegen, aber wohin sollte ich greifen? Da war nichts, was ich hätte fassen können, an einer langen Nebelschliere konnte ich mich schlecht festhalten. Weiter trieb ich, immer weiter. Der Hölle entgegen, dem Höllentor zu, wie es mir gedanklich schon prophezeit worden war und es auch der Kugeldämon gesagt hatte. Und ihn sah ich wieder.

Vielmehr Artgenossen von ihm. Sie lauerten innerhalb der Nebelstreifen, ich sah ihre runden Gestalten und die aufgerissenen Mäuler, die mir wie Teufelsrachen vorkamen, als wollten sie mich mit Haut und Haaren verschlingen. Sie taten mir nichts, sie hielten sich zurück und beobachteten meinen Weg in das Grauen.

Die Kugeldämonen belauerten meinen Weg, sie begleiteten mich als höllische Wachhunde, was sie sich eigentlich hätten sparen können, denn eine Fluchtchance gab es für mich nicht. Ich war und blieb ein Gefangener der Hölle. Manchmal spürte ich fremde Einflüsse. Es waren Gedankenströme, die versuchten, mich zu erreichen, auch fanden, aber dennoch abgeblockt wurden, weil die Gegenkräfte zu stark waren.

Sie befahlen hier! Plötzlich sah ich etwas vor mir. Ein gewaltiges Gebilde, eine Mauer vielleicht, die mir den weiteren Weg versperrte. Ich trieb genau auf die Mauer zu. Zum ersten Mal verspürte ich Angst. Wenn das so weiterging, würde ich gegen die Mauer prallen und mich vielleicht verletzen, falls nicht noch etwas Schlimmeres geschah.

Ich irrte mich total! Plötzlich begann der Nebel zu leben. Erst quirlte er nur an einigen Stellen, dann gerieten die Wände rechts und links in Bewegung, und aus ihnen drangen lange grüne Arme hervor mit klauenartigen Fingern versehen, die mich packten, an mir zerrten, mich festhielten und meine unfreiwillige Reise bremsten. Die Hände konnte ich kaum noch zählen. Ich spürte nur die harten Finger, sie befanden sich überall, und sie drückten so fest, dass ich vor Schmerzen hätte schreien können. Allerdings stoppten sie mich nicht. Sie schoben mich weiter auf die Wand zu, die ich, je näher ich kam, immer besser sah. Ich erkannte, dass sie gar nicht fest war, sondern aus einer wabernden Masse bestand, ähnlich wie im Labyrinth der Angst die Wände aus den grünen Würmern.

Noch ein Stück weiter, dann musste ich gegen die Wand prallen. Das geschah nicht. Die Hände stoppten mich. Direkt davor. Wenn ich die Arme ausstreckte, konnte ich die Wand berühren. Das tat ich auch. Meine Finger hatten kaum Kontakt gefunden, als vor mir ein Ausschnitt, in der Größe mit einer Tür zu vergleichen, nach innen schwang. Er war mit der Fratze des Teufels versehen.

Ich hatte ein Tor aufgestoßen!

Das Tor zur Hölle…

ENDE des ersten Teils